Der Secretair

der

Marquise Du-Deffand.

(Marie von Chamrond.)

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Dr. E. Susemihl.

Fünfter Band.

Leipzig,
Verlag von Chr. Ernst Kollmann.
1858.

Der Secretair

der

Marquise Du-Deffand.

Fünfter Band.

Erstes Kapitel.

Der Arzt ließ sich nicht bitten. Es war noch dunkel genug, um ihn durch den Park hereinzuführen, ohne daß er von der Dienerschaft gesehen wurde, die übrigens sämmtlich vom Lande und stumpfsinnig genug und unfähig war, das zu erwähnen, was man verbergen wollte. Als er zu dem jungen Herzog geführt wurde, errieth er bald das Geheimniß. Er untersuchte die Wunde, erklärte sie für gefährlich, wollte aber vor der Abnahme des Verbandes keinen bestimmten Ausspruch thun.

Die Marquise warf sich ihm zu Füßen und bot ihm ihr ganzes Vermögen an, wenn er ihn rette.

— Bieten Sie es dem lieben Gott an, Madame, denn Gott allein kann Wunder thun, wenn es sein Wille ist. Gott und ich lassen uns unsere Dienste nicht bezahlen; aber was meine geringe Macht betrifft, die steht ganz zu Ihrer Verfügung, fürchten Sie nicht, dieselbe zu sehr in Anspruch zu nehmen.

Und mit ausgezeichneter Besonnenheit kehrte er zu seiner Carriole zurück, befahl seinem vertrauten Diener, der ihn fuhr, nach Hause zurückzukehren und nicht zu sagen, wo er ihn zurückgelassen, seiner Frau und allen

Anderen anzukündigen, daß er einige Tage in Lyon bei einem Kranken bleiben werde; man dürfe seinetwegen nicht unruhig sein, er würde nicht schreiben, und zurückkehren, sobald es möglich sei.

Dann kehrte er wieder in das Zimmer der Marquise zurück, rieb sich die Hände und sagte:

— Jetzt, Madame, wenn Sie mich mit dem Verwundeten verbergen können, werde ich ihn nicht mehr verlassen.

— Ach! mein Herr, Sie sind mein Retter! Möge der Himmel Sie belohnen!

Von diesem Augenblick an blieben der Arzt, die Marquise, Julie und der Vicomte Tag und Nacht bei dem Herzog von Pecquigny. Der Vicomte zeigte eine solche Verzweiflung, er klagte sich mit solcher scheinbaren Wahrheit an, daß die Marquise keinen Verdacht zu hegen wagte. Uebrigens war ihr Geliebter nicht todt, und vielleicht mochte es gelingen, ihn zu retten; die Verzeihung oder vielmehr die Nachsicht wurde ihr leicht.

So vergingen fünf Wochen in abwechselnder Furcht und Verzweiflung. Der Herzog phantasirte fast die ganze Zeit, er erkannte Niemand, das Fieber verzehrte ihn, und obgleich der Wundarzt die Kugel mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit herausgezogen hatte, wich doch dieses Fieber nicht. Endlich ließ es nach unendlichen Schmerzen nach und es trat Ermattung und Schwäche ein. Indessen zeigte sich eine merkliche Besserung, und der Arzt sagte eines Tages zu dem Vicomte, der ihn befragte:

— Er wird vielleicht noch einige Monate leben, aber er ist ein verlorner Mann.

Als die Marquise ihn bessern sah oder wenigstens glaubte, daß er in der Besserung sei, überließ sie sich einer wahnsinnigen Freude. Als er sie wieder erkannte, als er ihren Namen aussprach, als er ihr zulächelte, glaubte sie im Himmel zu sein.

Sie versprach, ihm die Wahrheit zu verbergen und ihm seinen Mörder nicht zu nennen, weil er eine so tiefe Reue und Ergebenheit gezeigt. Sie erzählte ihm unbestimmt die Geschichte und beschuldigte einen ungeschickten Bedienten oder Wildschützen, der sich wohl gehütet, sich anzugeben. Er glaubte es.

Es wurde besser und besser mit ihm, die Kräfte kehrten ihm zurück, und sobald er sich im Stande sah, ein wenig länger zu plaudern, verlangte er eine besondere Unterredung mit dem Wundarzte, indem er die Marquise bat, sich nicht darüber zu beunruhigen.

Zweites Kapitel.

— Mein Herr, sagte er zu dem Arzte, die Sorgfalt, die Sie seit meiner Verwundung gegen mich anwenden, der edle und großmüthige Charakter, den Sie zu erkennen begeben haben, machen, daß ich alles Vertrauen zu Ihnen hege; ich weiß, daß ich mich an einen Mann von Herz und Ehre wende, und ich fürchte nicht, mich frei auszusprechen.

— Sie beehren und überhäufen mich mit Ihrem Vertrauen.

— Ich will Sie zuerst mit meinem Namen bekannt machen. Die Gründe, die mich bewogen haben, mich in diesem Schlosse, in diesem Zimmer zu verbergen, die Worte der Zärtlichkeit, welche der Marquise entfallen, haben Sie hinreichend mit denselben bekannt gemacht.

— Das ist wahr, mein Herr, aber ich erinnere mich derselben nicht mehr, davon können Sie sich überzeugt halten.

— Ich rechne darauf. Ich bin der Herzog von Pecquigny, Sohn des Herzogs von Chaulnes, ich wünsche die Wahrheit über meinen Zustand zu wissen, um die

Mittel auszudenken, mich mit der größten Sicherheit für den Ruf meiner Freundin von hier zu entfernen.

— Ich will Ihnen Alles sagen, was ich Ihnen sagen muß, gnädigster Herzog, nach dem Gewissen eines rechtschaffenen Mannes und der Ergebenheit eines Herzens, welches noch nie Jemand getäuscht hat.

— Es ist gut, mein Herr, ich weiß, daß man meine Leute von meiner Seite in Kenntniß gesetzt hat, mich nicht zu erwarten, ich weiß, daß man so viel wie möglich die Gefahr meiner Abwesenheit abgewendet hat und daß mein Vater und alle die Meinigen nicht unruhig sind. Er glaubt mich bei einem Liebesunternehmen beschäftigt, wie es es in meinem Alter häufig der Fall ist.

— Sie sind sehr jung, gnädigster Herzog?

— Ich bin noch nicht vier und zwanzig Jahre alt, und es würde grausam sein, zu sterben, da ich so Vieles habe, um das Leben zu lieben. Indessen, Doctor, will ich die Wahrheit wissen und zwar bestimmt und ohne Umschweife. Werde ich durchkommen?

— Muß ich Ihnen Alles sagen, gnädigster Herzog? Verlangen Sie es?

— Ja, mein Herr, unbedingt. Und diese Frage ist eine genügende Vorbereitung. Ich warte.

— Bei großer Sorgfalt können Sie noch einige Monate leben, gnädigster Herzog; aber mehr können Sie nicht erwarten.

Der junge Herzog erblaßte und legte seine Hand

auf die Brust. Der Arzt fürchtete, ihn schmerzlich berührt zu haben, und beeilte sich, ihn zu trösten.

— Fürchten Sie nichts, Doctor, ich bin stärker, als Sie denken. Aber ich denke an sie. Ich will nicht hier sterben, ich will nicht, daß sie zu Grunde gehe. Ich werde Ihres Beistandes bedürfen; Sie werden mir denselben nicht verweigern.

— Ganz zu Ihrem Befehle, gnädigster Herzog!

— Ich muß abreisen, nicht wahr?

— Ja, mein Herr.

— Sie müssen die Güte haben, mich zu begleiten, und Alles vorzubereiten, um mich zu meiner Familie zurückzuführen. Ich muß zu Hause erlöschen.

— Geben Sie Ihre Instructionen, mein Herr, und zählen Sie auf meine unbedingte Ergebenheit, wiederhole ich Ihnen.

Der junge Mann ordnete Alles mit Kaltblütigkeit und Scharfsicht an; er erklärte, er wolle in zwei Tagen abreisen und der Arzt solle ihn bis zum Schlosse Pecquigny begleiten, wo er sich ausruhen und von wo er seine Familie in Kenntniß setzen wollte. Auf diese Weise wurde die Marquise nicht compromittirt und Alles ging aufs Beste.

Der gute Wundarzt übernahm die Vorbereitungen; er miethete einen guten Reisewagen, den er an das Thor der kleinen Stadt kommen ließ und in welchem er und der Herzog fahren wollten; bis dorthin sollte der Wagen der Marquise, von dem Vicomte geführt, sie in der Nacht

bringen. Auf diese Weise sollte Niemand im Schlosse etwas davon bemerken.

Die Marquise gab sich seit dem Flintenschusse für krank aus; es wurde geglaubt, daß er um ihretwillen dablieb, jetzt, da sie hergestellt war, sollte er abreisen, und Alles war geschehen.

Die Trennung war schrecklich. Man ist so durch Ereignisse dieser Art gefesselt! Der Vicomte spielte seine Rolle vortrefflich. Von dem Arzte und von dem Herzoge selber von dem gefaßten Entschlusse in Kenntniß gesetzt, fühlte er, daß der Augenblick gekommen sei, die Frucht seines Verbrechens zu pflücken, und er bereitete sich durch verdoppelte Heuchelei darauf vor. Die arme Frau wurde dadurch getäuscht.

Der Herzog von Pecquigny kam glücklich zu Hause an; man erdachte eine Geschichte von Räubern in den Cevennen, um seine Wunde zu erklären. Der Arzt wurde reichlich belohnt, mit tausend zärtlichen Grüßen an die Marquise entlassen und besonders beauftragt, ihr alle ihre Hoffnungen zu lassen, damit sie wenigstens einige Monate in Ruhe leben könne. Die arme Frau war guter Hoffnung, und das war keine geringe Sorge.

Der Vicomte entfaltete alle Fähigkeiten seines Geistes und seines doppelten Charakters. Er war sorgfältig, er war freundlich und liebenswürdig, er erhielt von ihrem Vertrauen den Bericht über Alles, was geschehen war, über ihre Stellung, ihre Verlegenheiten und ihre Befürchtungen; er erbot sich, ihr beizustehen, ihren Fehler

und die Folgen desselben zu verbergen — kurz, Alles, was ein ergebener Freund Uneigennütziges und Zärtliches thun kann.

Die Marquise verabredete mit Julien und deren Manne, daß sie das Kind, welches zur Welt kommen werde, für das ihrige ausgeben sollten, daß sie es als ihren Schützling zu sich kommen lassen und es auf ihre Kosten erziehen wolle. Auf diese Weise würde sie das Glück der Mutterliebe haben, ohne den Gefahren derselben ausgesetzt zu sein.

Julie gab eine Schwangerschaft vor, sie zeigte sich in Lyon bei ihren Bekannten, kehrte dann zu ihrer Freundin zurück und blieb bis zu ihrer Entbindung dort.

Das Fräulein von Lespinasse kam in diesem Schlosse zur Welt, und gerade an dem Tage ihrer Geburt starb ihr Vater in Pecquigny. Man taufte das kleine Mädchen in Lyon; ich habe ihren Taufschein erhalten und besitze ihn noch.

Man verbarg der Frau von Albon das Unglück, welches sie betroffen hatte, bis sie im Stande war, es zu ertragen, ohne zu sterben. Der Vicomte übernahm nebst Julien und dem Doctor diesen traurigen Auftrag. Er warf sich zu ihren Füßen, spielte eine Rolle der Reue und des tiefen Gefühls und gelobte ihr, sein Leben zu weihen, um einen so großen Fehler wieder gut zu machen.

Die Unglückliche schwebte fast einen Monat zwischen Leben und Tod, sie stieß ein entsetzliches Geschrei aus

und die Gegenwart ihrer Tochter allein konnte sie beruhigen. Die gute Julie liebte sie, als wenn sie wirklich ihr Kind gewesen wäre. Die erste Kindheit verging ruhig genug zwischen den beiden Müttern.

Der Vicomte wartete, bis die ersten Augenblicke des Schmerzes vorüber waren, und dann veränderte er seinen Plan. Die Leidenschaft, die er verborgen hatte, zeigte sich von Neuem; sie zeigte sich vielleicht heftiger, aber auch unterwürfiger, thätiger und ergebener. Frau von Albon wurde nicht mehr davon gerührt, als früher. Sie konnte kaum seine Gegenwart ertragen, er verursachte ihr Entsetzen, das Blut ihres Geliebten erhob sich zwischen ihnen, und Alles, was sie vermochte, war, ihn einige Augenblicke zu erdulden, ohne ihm die Galle, die ihr Herz erfüllte, ins Gesicht zu schleudern.

Aber als er die Verwegenheit hatte, noch von seiner verhaßten Liebe zu reden, als er sie mit Thränen bat, ihn anzuhören und ihn auch zu lieben, da war sie nicht mehr Herrin ihrer selbst, sagte ihm ihre Gedanken, verbannte ihn aus ihrer Gegenwart und schwur ihm zu, daß sie lieber tausendmal sterben, als ihn noch einmal anhören wolle.

Herr von Saint-Luc wurde wüthend und that sich keinen Zwang mehr an; er zeigte ihr den Haß, den er verborgen hatte; ohne sein Verbrechen zu gestehen, freute er sich über den unwillkürlichen Schuß, der ihn gerächt. Er bedrohte sie mit dem größten Unglück und ließ ihr

vier und zwanzig Stunden Zeit, um ihre Entscheidung zu widerrufen.

— Bedenken Sie sich wohl; wenn Sie bei ihrer Weigerung beharren, wenn Sie mich aus Ihrer Gegenwart verbannen, so sollen Sie und Ihre Tochter mein Opfer werden. Ich werde Sie verfolgen, bis ich Sie zu Grunde gerichtet habe, und meine Rache wird sich von nichts hemmen lassen!

Ehe noch die vier und zwanzig Stunden um waren, schrieb ihm die Marquise die Worte:

„Ich verbiete Ihnen, wieder bei mir einzutreten, und was Ihre Drohungen betrifft, wenn Sie feig genug sind, sie auszuführen, wird Gott nicht gestatten, daß die Unschuld unterliege, und ich setze mein ganzes Vertrauen auf ihn."

Herr von Sain-Luc antwortete nicht. Er verließ das Schloß auf der Stelle.

Zwei Monate lebte die kleine Familie dort, ohne etwas zu hören. Die armen Frauen fingen an, frei zu athmen; sie hofften, daß Gott, den sie angerufen, das Herz ihres Feindes gerührt habe, und sie dankten ihm aus allen Kräften dafür, als in dem Augenblick, wo sie es am wenigsten erwarteten, ein ungewohntes Geräusch ihnen irgend ein neues Ereigniß verkündete.

Das Zimmer der Marquise ging auf den Park hinaus und es war weit von dem großen Hofe, weit von der Dienerschaft und von der Bewegung des Hauses. Die Thür wurde gewaltsam geöffnet und der Marquis

von Albon trat mit zornigem Gesichte hinein; er begrüßte seine Frau und wendete sich dann zu Julien.

— Madame Lespinasse, tragen Sie Ihr Kind fort, ich muß mit der Marquise sprechen. In zwei Stunden reise ich wieder ab.

Allein geblieben und zitternd, wagte die Marquise nicht, ihre Augen zu erheben. Die ersten Worte ihres Mannes erschreckten sie noch mehr.

— Ich weiß Alles, Madame, sagte er.

— Mein Gott!

Sie brach in Thränen aus und fiel ihm zu Füßen.

— Stehen Sie auf und hören Sie mich an. Ich komme nicht in der Absicht hierher, wie Sie vermuthen. Sie haben mich immer gehaßt, Sie haben mich immer verkannt. Man hat uns gegen einander aufzubringen gesucht und mich in diesem Falle zum Werkzeuge einer Rache machen wollen, die ich glücklicherweise errathen habe und die ich, wie Sie sich überzeugt halten können, nicht unterstützen werde.

— Sie sind sehr gut, mein Herr.

— Ich bin nicht gut, ich bin nur gerecht. Ich weiß, was ich werth bin und was Sie werth sind; ich weiß, wenn Sie mich auch nicht geliebt haben, so haben Sie doch lange den Verführungen widerstanden, die Sie umgaben. Sie unterlagen endlich, wie man mir gesagt hat, und ich habe eben den Beweis davon gesehen.

— Mein Herr!

— Fürchten Sie nichts für Ihr Kind, Madame, es soll ihm nichts zu Leide geschehen. Ich werde thun, als sei ich mit seinem Dasein unbekannt, aber unter Bedingungen, welche zu erfüllen Sie mir schwören müssen.

— Befehlen Sie, mein Herr, ich werde gehorchen.

— Ihre Tochter kann leben, Ihre Tochter kann in Ihrer Nähe bleiben, aber ich will nicht, daß sie die Rechte der meinigen und ihres Bruders benachtheilige, ich will, daß mein Name nur von meinen Kindern geführt werde, ich will, daß mein und Ihr Vermögen ihnen gehöre.

— Was! mein Herr, das meinige auch?

— Ja, Madame, das Vermögen der Marquise von Albon muß dem Vicomte und dem Fräulein von Albon gehören; sonst würde dies zu beleidigenden Vermuthungen Veranlassung geben — vor welchen wir freilich nicht gesichert sind, die wir aber, so viel an uns ist, vermeiden, indem wir so handeln.

— Es ist grausam.

— O nein. Die Frau Marquise von Albon kann einen Schützling haben und ihm Wohlthaten erweisen; sie kann ihm geben, was sie will, Niemand wird etwas dagegen zu sagen haben; Sie verstehen mich.

— Ja, mein Herr.

— Das ist noch nicht Alles. Sie werden mit mir die Acte hier unterzeichnen, indem Sie bezeugen, daß wir kein anderes Kind, als unseren Sohn und das Fräulein von Albon haben, daß jedes andere, welches darauf An-

spruch macht, von uns für unrechtmäßig oder für untergeschoben erklärt wird. Man muß an die Zukunft denken.

— Ich werde unterzeichnen.

— Es ist gut, Madame. Für jetzt sein sie ruhig, leben Sie, wo Sie wollen, thun Sie, was Ihnen gefällt. Sie werden nicht mehr von mir reden hören, ich werde Sie nie wiedersehen. Ich lasse Ihnen die freie Verfügung über das, was Ihnen gehört — das heißt, über die Revenuen. Die Verfügung über die Kapitalien behalte ich mir vor, und Sie werden sie gefälligst nicht anrühren. Leben Sie glücklich, wenn Ihnen das möglich ist, und gestehen Sie sich selber, wenn auch nicht mir zu, daß ich nicht so böse bin, wie Ihr Haß es zu glauben vorgab. Adieu.

Er reiste ab, wie er gekommen war, ohne eine Antwort oder einen Dank zu erwarten. Die Marquise blieb bestürzt, niedergeschlagen, sie hatte nicht einmal die Kraft, Madame Lespinasse zu antworten, die zu ihr gelaufen kam, sobald sie ihren Mann abreisen hörte.

— Ah! rief sie endlich, ich habe meine Tochter beraubt, um ihr das Leben zu retten, um sie in meiner Nähe zu behalten; ich hätte sie vertheidigen, ich hätte mich weigern müssen, er würde sie mir nicht entrissen haben. Ich bin ein Feigling.

— Sie konnten es nicht, liebe Schwester. Er würde mich von hier vertrieben und uns getrennt haben, er würde Sie vielleicht weit weggeführt haben, und Sie

würden Ihre Tochter nie wiedergesehen haben, die man uns leicht entführt hätte, so daß wir uns nicht beklagen können. Denken Sie sich überdies einen Proceß unter solchen Umständen! Nein, Alles ist so am Besten, und wir sind nur zu glücklich, mit solchen Opfern frei zu sein. Der Vicomte hat uns ohne Zweifel verrathen und er hatte sich noch eine andere Rache vorgesetzt. Wir müssen auf unserer Hut sein, es wird dabei nicht bleiben.

— Herr von Albon hat sich großmüthig gezeigt, das weiß ich wohl, indessen ist mein armes Kind jetzt eine Bettlerin. Ich werde nicht zugeben, daß Du um ihretwillen Deinen beiden Söhnen Unrecht thuest; was bleibt ihr denn da?

Die Waise wurde also von ihrer Geburt an vom Unglück betroffen, und das Unglück hat sie immer verfolgt, das muß ich gestehen.

Frau von Albon kehrte einige Jahre später nach Lyon zurück, um ihre Schutzbefohlene erziehen zu lassen, die sie abgöttisch liebte. Anfangs lebte sie zurückgezogen, dann sah sie sich ein wenig weiter um, kam endlich in die Gesellschaft und nahm nach und nach ihren Platz in der Welt wieder ein.

Das Fräulein von Lespinasse wuchs bei ihr heran. Die Gesundheit der Marquise wurde nie wieder so stark wie vor ihrem Unglück. Obgleich noch jung, fühlte sie, daß sie bald sterben würde, und die Zukunft ihrer Tochter quälte sie sehr. Herr von Albon hatte die Sache so gut angeordnet, daß sie ihr nur dreihundert Franken Renten

geben konnte. Es wurde ihr sogar verboten, ihr ihre Diamanten zu hinterlassen, wie sie es beabsichtigte.

Das Fräulein von Albon hatte schon seit mehreren Jahren meinen Bruder geheirathet, als ihre Mutter sich ihrem Tode näherte. Diese schrieb ihr, zu kommen; sie sahen einander sehr wenig. Meine Schwägerin war sehr strenge, sehr hochmüthig, sie hatte ein sehr trockenes Herz; sie hatte kein Mitleid oder Nachsicht mit Fehlern, und der Marquise war es nicht unbekannt.

Indessen wollte sie sie doch sehen und mit ihr sprechen, sie wollte ihr das Kind ihrer Liebe empfehlen und das Geschick desselben in ihre Hände niederlegen, indem sie sich auf ihre Großmuth verließ, da es kein anderes Mittel gab. —

Frau von Vichy folgte dem Rufe der Sterbenden, und als sie bei ihr eintrat, fand sie das Fräulein von Lespinasse allein neben ihrem Bette.

Drittes Kapitel.

Frau von Albon streckte ihrer Tochter die Arme entgegen, welche sich ohne große Gemüthsbewegung in dieselben warf. Sie war keine Frau, die viel dergleichen empfand.

— Meine Tochter! meine Tochter! rief die Mutter, Du bist gekommen, ich danke Dir. Gott segne Dich für diese gute Handlung!

— Es ist meine Pflicht.

Diese trockene Antwort brach der armen Frau das Herz und würde ihr die Hoffnung genommen haben, wenn eine Mutter sie je verlieren könnte.

— Ich habe mit Dir reden wollen, ich habe Deinen Händen das Kind übergeben wollen, welches ich erzogen habe und welches mir so lieb ist. Du versprichst mir, sie bei Dir aufzunehmen, nicht wahr?

— Ich muß Ihnen gehorchen, Madame.

Immer sprach die Pflicht und niemals die Neigung.

— Es ist ein vortreffliches Herz, meine Tochter hat einen erhabenen Verstand; Du wirst mit ihr zufrieden sein, Du wirst sie lieben.

— Gewiß, Madame, wenn ich sie kenne, um Ihnen zu gehorchen.

Die Sterbende sah ein, daß ihre arme Tochter gerade ihrem Elend entgegenging, wenn es ihr nicht gelang, dieses Herz zu rühren. Sie zog sie zu sich hin und umarmte sie.

— Mein Kind, sagte sie zu ihr, höre mich an. Ich will Dir ein Geständniß ablegen, indem ich Dich um Verzeihung bitte und Dich anflehe, Deine Mutter nicht eines so grausam abgebüßten Fehlers anzuklagen.

— Es ist nicht an mir, meine Mutter, Sie jemals anzuklagen; ich habe weder das Recht noch die Neigung dazu und ich werde Sie mit dem Respect, den ich Ihnen schuldig bin, anhören.

Frau von Albon seufzte. Dieses Eis konnte sie nicht brechen.

— Dieses Kind, meine Julie, Julie von Lespinasse, ist meine Tochter, Deine Schwester —

— Madame —

— Es ist nicht an mir, mich zu rechtfertigen und Deinen Vater zu beschuldigen — seine Güte gegen mich und gegen sie seit ihrer Geburt würde mir den Wunsch dazu nehmen, wenn ich gleich das Recht dazu hätte. Ich habe seit zwanzig Jahren und länger Alles gelitten, was man nur leiden kann, ich habe alle meine Thränen vergossen, ich habe meine Tochter in dem Respect Deiner Familie und in ehrenvollen Grundsätzen erzogen. Noch

einmal, Du wirst mit ihr zufrieden sein. Willst Du mir versprechen, sie zu Dir zu nehmen?

— Ich verspreche es Ihnen, meine Mutter; indessen will ich Sie nicht täuschen. Das Fräulein wird nicht auf dem Fuße der Gleichheit stehen, sie wird dort weder wie eine Schwester noch wie eine Freundin sein.

— Erfahren Sie also, Madame, versetzte die Marquise, von dieser Härte verletzt, erfahren Sie also, wenn sie wollte, könnte sie ebenso gut stehen, sie dürfte nur ein Wort sagen, und ich auch.

— Ich habe die von meinem Vater und von Ihnen unterzeichnete Acte, Madame.

— Julie hat den auf meinem Sterbebette unterzeichneten Widerruf, Madame; sie hat die Briefe des Vicomte de Saint-Luc, der ihr anbietet, ihr ihren rechten Namen beilegen zu lassen; sie hat den zwischen den Lespinasses und mir abgeschlossenen Vertrag, der den zu jener Zeit begangenen Betrug bestätigt, um ihre Geburt zu verbergen. Dies Alles ist vollkommen in der Ordnung und bei einem sehr redlichen Notar niedergelegt, der weit von hier wohnt — sie und ich wissen allein, an welchem Orte. Ich werde das Geheimniß mit ins Grab nehmen, und ich überlasse es ihr, nach Bedürfniß darüber zu verfügen.

Frau von Vichy hatte dies nicht vorausgesehen und veränderte ihr Benehmen.

— Mein Gott! liebe Mutter, Sie verstehen mich nicht.

— Ich wünschte Dich nicht zu verstehen, meine Tochter. Das Wichtige ist, daß Du mich in diesem Augenblick verstehst und weißt, was ich wünsche. Meine Tochter, Deine Schwester wird allein auf der Welt bleiben, ich hinterlasse sie Dir, ich vertraue sie Dir an, mache sie glücklich, vertritt meine Stelle bei ihr, bereite ihr ein freundliches Loos, wenn Du es kannst, und ich werde Dich von der anderen Welt aus segnen, wo ich Euch Beide erwarte.

— Meine Mutter!

— Ja, neige Dein Ohr zu meinen Worten und behalte sie. Mein geliebtes Kind hat von mir nur eine lebenslängliche Rente von dreihundert Franken erhalten, mehr habe ich ihr nicht geben können — wie ich gestehen muß, in der Hoffnung, daß Du mein scheinbares Unrecht gegen sie wieder gut machen werdest. Jetzt sage ich es ihr hier in Deiner Gegenwart, wenn Du Dein Versprechen und meine Empfehlungen vergissest, so beschwöre ich sie, nicht zu vergessen, was sie hören wird, und was Du hören wirst, wie sie.

Das Fräulein von Lespinasse kniete neben ihrer Mutter nieder.

— Befehlen Sie, meine Mutter, ich werde gehorchen.

— Wenn Deine Schwester Dich nicht behandelt, wie sie Dich behandeln sollte, wenn Du bei ihr nicht wie zu Hause, wie bei mir bist, so nimm Deine Rechte wieder in Anspruch, mein Kind, achte nicht auf mich, und die

Sorge für meinen Ruf halte Dich nicht zurück, ich würde ihn tausendmal Deinem Glück opfern, denn Du bist mir das Liebste auf der Welt.

— Madame ist Ihre Tochter, wie ich, meine Mutter, antwortete das Fräulein von Lespinasse ungeschickt.

— Ja, sie ist meine Tochter, und ich liebe sie und werde sie ebenso lieben, wie Dich, wenn sie mich lieben will, wenn sie will, daß ich ruhig sterbe und daß ich sie sterbend segne. Sie umarme Dich, mein liebes Kind, und sie sage zu mir: Meine Mutter, dieses junge Mädchen ist meine Schwester, sie ist Ihre Tochter, und ich schließe Sie Beide in mein Herz ein und bin glücklich. Willst Du es, liebe Gräfin?

Frau von Vichy hatte eine gute Regung. Welches war der Antrieb dazu? Ich weiß es nicht, aber sie hatte sie. Vielleicht erhoben sich der Notar, das Testament, die Mittheilung und Alles, was daraus erfolgen konnte, als Gespenster vor ihr, um sie in die Arme ihrer Mutter und ihrer Schwester zu führen; so viel ist aber gewiß, daß sie schöne Versprechungen gab, so daß Frau von Albon zufrieden und entzückt über die Einigkeit starb, die zwischen ihren beiden Töchtern herrschte, und daß sie an das künftige Glück des verwaisten Kindes glaubte, welches sie zurückließ.

Gleich nach ihrem Tode beeilte sich Frau von Vichy, das Fräulein von Lespinasse nach Chamrond zu führen. Sie stand Anfangs auch in guten Verhältnissen mit

meinem Bruder und acht Tage lang ging Alles aufs Beste. Die Nachbarn nahmen Aergerniß an der Neuangekommenen und die Muthmaßungen begannen. Man verfehlte nicht, dem Herrn und der Frau von Vichy darüber zu berichten, und von jetzt an bemächtigte sich ihrer die Furcht. Man hatte in Lyon schon viel darüber gesprochen; sie fürchteten böse Rathschläge und die schrecklichen Folgen eines Processes, dessen Ausgang keinen Augenblick zweifelhaft sein konnte.

Sie entschieden, daß das Fräulein von Lespinasse sie nie verlassen, daß sie sich nie verheirathen, daß sie unter ihrer Abhängigkeit bleiben solle, und daß sie alle Mittel der Milde und der Strenge anwenden wollten, um sie zu bewegen, die verwünschten Papiere zu vernichten.

In Folge dessen gingen Beide eines schönen Morgens zu ihr, theilten ihr mit, was vorging, und fragten sie, welchen Weg sie einschlagen würde, um den für die Frau von Albon nachtheiligen Muthmaßungen Einhalt zu thun.

— Ich werde abreisen, Madame, mich in ein Kloster zurückziehen, und man wird nicht mehr von mir reden hören.

— Das ist es nicht, Fräulein, im Gegentheil dürfen Sie uns nicht verlassen, Sie dürfen den boshaften Menschen nicht das Recht geben, über einen Ruf, der für Sie theuer uud geehrt sein muß, ihre Glossen zu machen. Es bedarf nur eines Vorwandes wegen Ihres Aufenthalts

bei mir, und ich will Ihnen diesen Vorwand liefern, wenn Sie ihn annehmen wollen.

— Welchen, Madame?

— Wir haben drei Kinder; sie kommen in das Alter, wo sie unterrichtet werden müssen; willigen Sie ein, ihre Gouvernante zu werden?

Das Fräulein von Lespinasse wurde roth; sie wagte nicht, es auszuschlagen, und wollte es auch nicht annehmen. Dieser Vorschlag empörte sie nach den ihrer Mutter gemachten Versprechungen und nach den Liebkosungen, womit man sie überhäuft hatte. Sie in ein dienendes Verhältniß setzen zu wollen, sie, die Schwester der Gräfin — sie, welche den Ruf und das Vermögen ihrer Mutter in ihren Händen hatte!

— Sein Sie ruhig, mein Fräulein, man wird für Ihr Geschick sorgen, Sie werden ein beträchtliches Gehalt bekommen.

— Ah! Madame, fiel sie unwillig ein.

— Aber, mein Fräulein, ich habe meiner Mutter versprochen, Ihnen eine Zukunft zu sichern, diese scheint mir die beste. Sie werden unsere Kinder erziehen, und dann wird es ganz einfach sein, daß Sie bei uns bleiben.

Nach vielem Zaudern und vielen Schwierigkeiten entschloß sich das Fräulein von Lespinasse endlich. Was konnte sie auch thun? wie konnte sie sich widersetzen, ohne den Schild gegen sie zu erheben, ohne Schande über ihre Mutter zu bringen und ihre Rechte geltend zu machen.

Sie begann also die Erziehung ihrer Neffen, und es war keine leichte Aufgabe, denn sie waren sehr verdorben, sehr eigenwillig und von einer Bosheit, um einen Heiligen ins Verderben zu stürzen. Ihre Eltern stellten sich ihren guten Absichten entgegen und vereitelten, was sie unternahm.

Indessen beharrten sie bei ihrer persönlichen Freundlichkeit gegen sie, sie stellten sich, als ob sie alle mögliche Sorgfalt an sie verschwendeten, machten ihr kleine Geschenke und stellten sie ihren Freunden als eine Person dar, die sie sehr schätzten. Sie ließ sie machen und erwies ihnen wieder so viel Freundlichkeit, wie sie konnte.

Der Todestag der Frau von Albon kam; man feierte eine Messe in der Schloßkapelle, die ganze Hausgenossenschaft in Trauer war dabei zugegen; das Fräulein von Lespinasse, in ihren Schmerz versunken, sah nichts und weinte, so lange die Ceremonie dauerte, wodurch die Muthmaßungen noch verstärkt und der Zorn und die Unruhe meines Bruders noch erhöht wurden.

Als sie nach Hause gekommen waren, nahm Frau von Vichy sie mit sich in ihr Zimmer, wo sie einander weinend umarmten — das Fräulein von Lespinasse mit Aufrichtigkeit; bei der Anderen waren es Krokodillsthränen.

— Meine liebe Julie, sagte sie zu ihr.

— Madame —

— Es ist heute ein Jahr, gerade um diese Stunde,

als wir unsere Mutter ins Grab senkten; ich habe ihr versprochen, Sie glücklich zu machen, ich glaube mein Versprechen erfüllt zu haben, nicht wahr?

Die Lespinasse wagte nicht, es zu leugnen: sie nickte nur mit dem Kopfe.

— Mein Fräulein Schwester, wenn ich mein Versprechen gehalten habe, denken Sie denn nicht daran, das Ihrige zu halten?

— Welches, Madame?

— Das, welches Sie meiner verehrten Mutter ablegten, und welches ihr nach der Entfernung ihres Beichtvaters einen ruhigen Tod verschaffte.

— Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen, Madame.

— Wie, erinnern Sie sich nicht mehr, daß sie allein mit mir sprechen wollte, daß sie länger als eine halbe Stunde mit mir allein blieb und dann in meiner Gegenwart zu Ihnen sagte: „Heute über ein Jahr wird Deine Schwester Dir unsere Unterredung mittheilen, meine Tochter?“

— Das ist wahr, aber ich kenne den Gegenstand, sie hat mir ihn sogleich mitgetheilt, und ich weiß nicht, daß von einem Versprechen von meiner Seite die Rede war.

— Sie haben meiner Mutter zugeschworen, wenn ich Sie glücklich machte, diese elenden Papiere zu vernichten, die ihre und meines Vaters Schande beweisen, und die Erfüllung dieses Versprechens ist es, die ich von Ihnen verlange.

— Ich!

— Ja, erinnern Sie sich dessen nicht mehr?

— Ich kann mich dessen nicht erinnern, Madame, weil es nicht wahr ist.

— Sie leugnen es! Sie leugnen die Worte meiner Mutter, Ihrer Wohlthäterin.

— Ich erkenne die Worte Ihrer Mutter, meiner Mutter an, aber hören Sie, weshalb sie ausgesprochen wurden. Frau von Albon empfahl mich Ihnen ganz besonders an; die mütterliche Besorgniß machte, daß sie die Zukunft fürchtete, indem sie sie mit der Vergangenheit verglich. Sie fügte hinzu, wenn Sie Ihr Wort hielten, wenn wir uns nach Verlauf eines Jahres an ihrem Grabe darstellten, würde sie in unserer Mitte sein und uns segnen, das war Alles, Madame.

— Also, Fräulein, haben Sie die Absicht, ihre geliebte Asche zu stören, eingebildete Rechte geltend zu machen und eine Familie zu zerrütten, die Sie achten sollten?

— Was kann Sie auf einen solchen Gedanken bringen, Madame?

— Offenbar Ihre Antwort. Wenn Sie nichts mit diesen Papieren thun wollen, wozu soll es nützen, sie aufzubewahren? wenn nicht zu Ihrem Wohl, muß es zum Nachtheil und Untergang unseres Hauses sein.

— Wie können Sie mich dazu für fähig halten?

— Von Ihrem Eigensinn kann man Alles erwarten. Schon oft haben wir auf indirecte Weise die Herausgabe dieser Waffen, die Sie gegen uns bewahren, gefordert,

aber Sie stellen sich als verständen Sie uns nicht. Heute spreche ich deutlich zu Ihnen, und Sie weigern sich.

— Ich kann Sie in der That nicht verstehen, Madame. Ich weiß nicht, was meine Mutter Ihnen gesagt hat, als Sie mit ihr allein gewesen, aber ich weiß, daß sie mir in Ihrer Gegenwart anempfohlen hat, diese Papiere wohl aufzubewahren, sie nie aus den Händen zu lassen und sie als Waffen gegen Sie anzuwenden, wenn Sie es je verdienen sollten.

— Ah! Mademoiselle, wollten Sie Ihrer Mutter Schande machen!

— Ich werde nie davon reden, Madame; ich werde Ihnen nie den geringsten Kummer machen. Davon sei zwischen uns nie mehr die Rede. Lieben Sie mich, wie ich geneigt bin, Sie zu lieben, indem wir so leben, wie unsere gute Mutter es uns anempfohlen hat. Wollen Sie es?

— Ohne Zweifel. Aber soll dieses Damoklesschwert über meinem Kopfe und dem meiner Kinder schweben?

— Ich werde es nicht niederfallen lassen, vergessen Sie es, wie ich es selber schon vergessen hatte.

Dieser Angriff erneuerte sich oft und unter allen Formen. Mein Bruder, seine Frau und eine für ihr Alter sehr gewandte kleine Tochter, die dazu abgerichtet war, versuchten ihn wiederholt und nach der Reihe. Als man sah, daß Alles vergebens war, veränderte man den Angriffsplan. Das Fräulein von Lespinasse wurde mit der größten Strenge behandelt. Man hielt sie in gehöriger Ferne, wie

eine Gouvernante niedrigen Standes, man wendete ein entsetzliches Verfahren gegen sie an, man demüthigte, man quälte sie und dann gab man ihr zu verstehen, daß sie Ruhe finden würde, sobald sie ihren Wünschen nachgebe.

Dieses seltsame Mädchen war zugleich schwach und stark. Sie widersetzte sich ihnen und hielt sich gut. Jene wurden erbittert und sie auch; es war ein Kampf, in welchem Niemand nachgeben wollte und der mit Juliens Abreise enden sollte, als ich in Chamrond ankam. Sie war sehr entschlossen, mit ihren dreihundert Franken Renten in ein Kloster einzutreten, lieber als ein solches Dasein fortzusetzen.

Viertes Kapitel.

Als ich in Chamrond ankam, war, wie gesagt, die Saite so straff angespannt, daß sie nothwendig zerreißen mußte. Man stellte mir das Fräulein von Lespinasse vor, nachdem man mir ihre Geschichte umständlich erzählt und mir das Versprechen abgenommen hatte, meine Klugheit anzuwenden, um sie zu bestimmen.

Ihr Anblick fiel mir auf: sie war nicht hübsch, die Blattern hatten sie sehr entstellt, aber sie hatte, ich weiß nicht welchen Zauber an sich, dessen man sich nicht erwehren konnte, und welcher fesselte.

Jetzt, da ich mich mit ihr beschäftigte und ihre unparteiische Geschichte schreibe, bin ich genöthigt anzuerkennen, daß sie viele gute Eigenschaften besaß, daß ihr Umgang etwas Bezauberndes an sich hatte und daß ich vielleicht viel Unrecht gegen sie begangen. Dieses Unrecht kam von meiner Eifersucht her; ich war eifersüchtig auf meine Freunde, die sie mir vorzuziehen schienen, und auf sie, die mich ihretwegen aufzugeben schien. Dies war die einzige Ursache von dem, was sich ereignete. Ich bin immer stolz und herrschsüchtig gewesen; meine Schwäche hat meine Fehler verdoppelt und, wie ich gestehen muß,

den Umgang mit mir sehr schwierig gemacht. Ich sehe besser aus der Ferne, wie die Ereignisse sich zugetragen haben, ich lege meine Ansprüche ab, und ich verstehe die Anderen. Dem Sterben nahe, habe ich das Bedürfniß mich aufzuklären, vielleicht zu verzeihen, gewiß klar zu sehen in meinem Herzen und in meiner Vergangenheit.

Wenn noch Jemand außer mir dies lesen sollte, würde ich es bei meinem Leben nimmermehr zugestehen; nach meinem Tode wird man mich kennen lernen. Vielleicht werde ich mich bis dahin noch einmal verändern! Jetzt, da ich dieses Glaubensbekenntniß abgelegt habe, bin ich unbefangener und kann die Geschichte des Fräulein von Lespinasse beenden; ich werde sie ohne Unterbrechung bis zu Ende fortsetzen, ohne mich mit mir selber zu beschäftigen, als wenn ich auf der Bühne erscheinen werde. Meine eigenen Abenteuer sind von keiner Bedeutung; ich habe ein Leben wie alle Frauen meiner Zeit geführt; was interessant ist, das sind meine Freunde, die Leute, mit welchen ich verkehrt habe, und die Ereignisse, die um mich her vorgegangen.

Ich war und bin noch der Mittelpunkt der Gesellschaft. Man kommt zu mir, weil es Mode ist; man muß die Blinde sehen, die Freundin Voltaire's, bei welcher sich die Schöngeister und Philosophen versammeln, eine alte Frau, die kein Ende nimmt, die den Hof und die Stadt bei sich empfängt, die Ludwig den Vierzehnten gesehen, die den Regenten gekannt und Alles, was man will. Dieses Jahrhundert ist so frivol, daß es nicht mehr verlangt.

Die Hammel des Panurge sind nie mehr an der Tagesordnung gewesen.

Um dem Herrn und der Frau von Vichy zu gefallen, mit welchen ich in gutem Vernehmen zu bleiben wünschte, um so mehr, da ich bei ihnen war, und vermöge ihrer Anziehungskraft, die mich zu ihr hinzog, beschäftigte ich mich viel mit dem Fräulein von Lespinasse. Sie kam jeden Morgen in mein Zimmer, um mir ihre Dienste anzubieten, sie las mir vor, sie schrieb nach meinem Dictat; meine Blindheit wurde schon damals sehr ernstlich und verhinderte mich, selbst zu thun, was mir nöthig war. Sie zeigte die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit für mich; sie umarmte mich, sie liebkoste mich wie ein Kind.

— Ah! Madame, erlauben Sie mir, Sie zu lieben, sagte sie, ich habe Niemand auf der Welt zu lieben.

— Aber Frau von Vichy, — die Kinder?

— Frau von Vichy haßt mich und die Kinder hassen mich auf gleiche Weise, weil sie von ihr dazu bestimmt werden. Ah! Madame, meine arme Mutter hätte viel besser gethan, mich ins Kloster eintreten zu lassen, wie ich es wollte.

— Wahrlich, mein Fräulein, das wäre Schade gewesen.

— Madame, ich würde viel glücklicher gewesen sein, zweifeln Sie nicht daran. Ich bin nicht für das Weltleben geschaffen, ich werde dort nur Kummer finden.

— Mein Fräulein, Sie müssen nicht so offen von Ihrer Mutter sprechen, Sie werden Frau von Vichy da-

durch nur noch mehr aufbringen. Das ist es, was sie fürchtet.

— Mit Ihnen, Madame, rede ich von meiner Mutter weil es mir vorkommt, als rede ich noch mit ihr; Sie erinnern mich an sie.

Jedesmal, wenn wir allein waren, führten wir dieselben Unterhaltungen, so daß sie mir nach und nach ihren Plan zur Abreise mittheilte, wovon sie nur durch das Vergnügen, mich zu sehen, zurückgehalten wurde.

— Sobald Sie abgereist sein werden, Madame, werde ich zu den Ursulinerinnen in Lyon gehen, welche zufrieden sind, mich zu empfangen. Hier sind die Briefe. Ich werde vielleicht den Schleier noch lange nicht nehmen, aber ich werde dort bleiben, vor Sorgen und Verfolgungen geschützt; man wird mich nicht mehr fürchten, ich werde wie todt sein.

— Armes Mädchen! das ist ein großer Entschluß! Könnten Sie nichts Besseres thun?

— Wohin wollen Sie, daß ich gehe?

— Bei Ihren Talenten könnten Sie irgend eine reiche Dame finden, die Sie zu sich nehmen würde.

— Man wird mich nicht gehen lassen. Es ist nur eine einzige Person, welcher man mich anvertrauen würde.

— Wer ist das?

— Sie.

— Ich, mein liebes Fräulein, ich arme Blinde! Sie würden sich entschließen, bei mir zu leben?

— Ob ich mich dazu entschließen würde! Es würde mit einer unvergleichlichen Freude geschehen. Sie sind so gut, Sie haben so viel Geist, es ist so leicht, mit Ihnen zu leben; Sie sind so geneigt, Alles zu verstehen!

— Wirklich! Sie würden mir folgen? Wie das zusammentrifft! Ich wünsche so sehr, Sie mit mir zu nehmen!

— Ist es möglich?

— Gewiß.

— Ah! wie glücklich bin ich!

— Ich werde noch heute mit Frau Vichy reden.

— Ah! wird sie es wollen?

— Lassen Sie uns hoffen.

— Madame, Sie sind mein rettender Engel.

Diese junge Person interessirte mich in der That sehr, und die Anhänglichkeit, die sie mir zeigte, rührte mir das Herz. Ehe ich meinem Bruder etwas davon sagte, wollte ich die Bedingungen unserer Anordnung mit ihr festsetzen.

— Mein Fräulein, sagte ich zu ihr, ich bin nicht reich, ich kann keine großen Geldopfer bringen. Wenn ich Sie nicht getroffen hätte, war es meine Absicht, eine Kammerjungfer von einiger Bildung anzunehmen, die mir vorlesen und mich führen könnte. Viard — ich hatte ihn damals schon — Viard schreibt gut genug, um mein Secretair zu sein, und meine Gewohnheit macht, daß ich zuweilen selber schreiben kann.

— Madame, ich verlange nichts von Ihnen. Meine dreihundert Livres reichen mir hin.

— Sie werden es bei mir so gut haben, wie ich selber; ich werde Sie überall hin mitnehmen. Sie werden mit mir meine Besuche empfangen. Ich werde Sie nicht für eine Gesellschafterin ausgeben, sondern für eine Freundin aus der Provinz, die einige Zeit in Paris zubringen will. Auf diese Weise könnten Sie mich, wenn wir nicht für einander passen, wenn Sie sich nicht bei mir gefallen sollten, ohne Aufsehen verlassen, indem Sie sagen, daß Ihr Besuch geendet sei. Wenn Sie sich dagegen ganz in meinem Hause niederzulassen wünschen, so werden wir sagen, daß Sie sich dort wohl befinden, und daß Sie Ihren Aufenthalt auf unbestimmte Zeit verlängern. Wir sind frei, und Sie behalten Ihre Unabhängigkeit in den Augen der Personen, die Ihnen begegnen und Sie kennen gelernt haben.

Sie zeigte sich entzückt, und ich war es auch. Ich machte also mit Zuversicht Herrn und Frau von Vichy meinen Vorschlag, und mein Erstaunen war außerordentlich groß, als sie mir antworteten, daß sie nimmermehr darin willigen würden.

— Wie! rief ich, Sie verweigern es mir?

— Sie kennen dieses schlaue Mädchen nicht, antwortete mir meine Schwägerin, sie strebt nur darnach, sich Freunde unter den mächtigen Personen zu machen, um uns dann desto leichter zu Grunde richten zu können. Sie will Ihnen folgen, weil sie bei Ihnen ein Mittel

zu finden denkt, ihren Zweck zu erreichen; es geschieht weder aus Zuneigung, noch aus einem Zuge des Herzens. Mißtrauen Sie ihr, sie ist eine Schauspielerin und eine Schlange, die Sie in Ihrem Busen nähren würden.

— Ich glaube, daß Sie sich irren.

— Wir irren uns nicht. Wir sind unserer Sache gewiß.

— Erlauben Sie mir, sie mit den Gründen Ihrer Weigerung bekannt zu machen.

— Gewiß. Sagen Sie ihr, daß es unser ausdrücklicher Wille ist, sie beständig vor Augen zu haben und ihre Manövers zu überwachen. Sagen Sie ihr, wir wissen, was sie ist, und daß sie uns nicht mehr täuschen wird, wie sie es im Augenblick des Todes meiner Mutter gethan hat.

Ich richtete diese Botschaft genau aus, da ich neugierig war, zu erfahren, wie das Fräulein von Lespinasse diesen Argwohn oder vielmehr diese Beleidigung aufnehmen werde.

Sie hörte mich an, ohne das Gesicht zu verändern, dachte einige Augenblicke nach, dann erhob sie die Augen zu mir und fragte mich im natürlichsten und rührendsten Tone, ob ich an diese Beschuldigungen glaube.

— Nein, versetzte ich ohne Zaudern.

— Ich danke Ihnen, Madame, und ich werde Ihnen beweisen, daß Sie Recht haben. Beantworten Sie mir nur eine Frage, die Alles entscheiden wird: Sie sind ent-

schlossen, mich mitzunehmen und mich bei sich zu behalten, nicht wahr?

— Ja, mein Fräulein, mehr als je.

— Ich danke Ihnen noch einmal, und glauben Sie mir, Sie sollen es nie bereuen. Erlauben Sie mir dagegen, dem Herrn und der Frau Vichy zu antworten, und sein Sie meine Dolmetscherin, wie Sie die ihrige gewesen sind. Sie haben keine andern Rechte über mich, als die ich ihnen selber gegeben habe, als das Testament meiner Mutter, welches mich meiner Schwester hinterlassen hat. Wenn ich nicht ihre Schwester bin, so haben sie nichts von mir zu verlangen und keinen Anspruch zu machen, ich bin frei. Sie suchen mich zurückzuhalten, ich werde mich an die Behörde wenden, und was sie zu vermeiden wünschen, wird geschehen, nicht durch mich, sondern durch sie.

— Sie haben Recht; sie denken nicht daran.

Mein Bruder und meine Schwägerin sagten mir sehr ruhig, es wären niemals Gerichtspersonen in das Schloß Chamrond eingetreten und sie würden auch nie dorthin kommen; sie wären die Herren davon und sie würden von einer naseweisen Person ihre Rechte nicht verletzen lassen.

— Ich verstehe Dich nicht, meine Schwester, fügte der Graf hinzu, wie es kommt, daß Du Dich in dies Alles mischest; Du bist eine Frau von Geist, eine Dame aus der vornehmen Gesellschaft, und Du lässest Dich auf Intriguen ein, wie eine Kammerjungfer!

Ich war jetzt an der Reihe, erzürnt zu werden. Ich ließ mich nicht auf diese Weise behandeln und nahm die einfältige Rede meines Herrn Bruders übel. Ich wurde nur immer eifriger, meinen Schützling aufrecht zu erhalten, und erklärte ihm unumwunden, ich würde sie Allen zum Trotz mitnehmen, und behielt mir nur vor, Frau von Luynes vorher davon zu benachrichtigen, damit man ihr die Geschichte nicht zu meinem Nachtheil erzähle. Diese liebe Tante war eben zur Hofdame der Königin ernannt worden und behauptete einen Rang, daß sie im Stande war, mich zu vernichten, wenn sie gegen mich war, und dies wollte ich vermeiden.

Als die Sache geschehen war, wurde ich ruhiger. Ich fühlte nur, daß ich nicht lange bleiben durfte, wo ich war, um zu vermeiden, daß die Karten völlig durcheinander gemischt wurden.

Das Fräulein von Lespinasse verließ ihr Zimmer nur, um in das meinige zu kommen; sie ging nicht mehr in den Salon oder in den Speisesaal hinunter und beschäftigte sich durchaus nicht mit ihren Zöglingen.

— Ah! sagte mein Bruder lachend zu mir, Deine schöne Eigensinnige wird nachgeben müssen. Die Gräben sind tief, die Thore fest und die Mauern stark in Chamrond, es kommt kein Strohhalm ohne mein Wissen hinaus, und sie müßte sehr stark schreien, wenn es ihr gelingen sollte, sich außerhalb dieses Umkreises von Thürmen hörbar zu machen. Du wirst sie offenbar nicht mitnehmen können, ohne daß man sie sieht.

— Mein Bruder, Du begehst eine Ungerechtigkeit, Du thust eine böse Handlung. Wenn ich an der Stelle dieses Mädchens wäre, würde ich entfliehen, geradezu nach Lyon gehen und Gerechtigkeit gegen Dich fordern, meine Rechte anerkennen lassen und Dich Deines Vermögens berauben. Man müßte ein Engel sein, um es nicht zu thun.

Sie spotteten über mich, und ich behauptete, ihre Wachsamkeit täuschen zu können. Ich theilte es dem Fräulein von Lespinasse mit, die sich begnügte, zu lächeln und leicht die Achseln zu zucken.

— Fürchten Sie nichts, Madame, sie werden keine Scene machen, und sie werden uns nicht verhindern, fortzugehen. Herr von Vichy hält sich für sehr schlau; er glaubt Alles zu wissen, und seit einem Monat habe ich eine Correspondenz geführt, wovon er sich nichts träumen läßt. Noch vierzehn Tage höchstens, und Sie sollen sehen, daß sie uns die Thore weit öffnen werden.

Ich war sehr ungeduldig wegen der Entwickelung der Geschichte; ich wollte fort, denn ich langweilte mich in Chamrond viel mehr, als in Paris. Endlich kam sie, und zwar ganz anders, als ich dachte.

Eines Abends, als gerade sehr schlechtes Wetter war, wollte ich zum Souper hinuntergehen, als ich an meine Thür klopfen hörte. Zu dieser Stunde kam Julie niemals; ich glaubte, es wäre eine Dienerin, und rief ziemlich heftig „herein.“

— Ich bin es, Madame, sagte sie.

— Sie, zu dieser Stunde, meine Königin! versetzte ich.

— Ja, Madame, und der Augenblick, den ich Ihnen angekündigt habe, ist gekommen.

— Wie denn?

— Bei diesem schrecklichen Wetter hat Herr von Vichy, seiner Sache gewiß, den Boten, der eben an mich gekommen, nicht aufgefangen. Hier sind die Papiere, die ich erwartete. Ich bin gewiß, mich an ihm zu rächen oder ihm zu zeigen, welche Seele er beleidigt hat; auf jeden Fall habe ich meine Freiheit in den Händen. Ein Wort von mir, und dieses Mädchen, welches er so sehr verachtet, welches er mit seinen Thürmen und Mauern bedroht, wird ihm zum Trotz diejenigen hierher kommen lassen, welche das Gesetz mit seinem Schwerte bewaffnet, oder vielmehr, wenn Sie noch einwilligen, sich mit mir zu beschäftigen, meine liebe Beschützerin, werde ich Ihnen beweisen, daß ich nicht undankbar bin, und daß man mich lieben kann.

— Kommen Sie also mit mir, es ist das Würdigste und Weiseste; denken Sie an Ihre Mutter.

— Ich habe an sie gedacht, Madame, und Sie werden es bald sehen. Erwarten Sie mich gleich nach dem Souper; ich hoffe, daß Sie mit mir zufrieden sein werden.

Fünftes Kapitel.

Ich erschien beim Souper sehr mit meinen Gedanken beschäftigt, und man befragte mich mehrmals darüber; ich antwortete aber, es sei mir nichts. Dies ist eine von den einfältigen Antworten, die man ausspricht, ehe man nachdenkt. Man bestand nicht weiter darauf.

Wir waren allein beim Souper, denn das schlechte Wetter hatte keine Besuche gestattet, nicht einmal den des Geistlichen; es hielt sich kein Fremder im Hause auf und die Kinder kamen bei der Abendmahlzeit nicht zum Dessert, so daß wir nach Gefallen plauderten.

An diesem Abend begaben wir uns bald in den Salon, wo mein Bruder mir den Vorschlag machte, mit meiner Schwägerin Piquet zu spielen, was ich annahm. Ich sah nicht deutlich mehr, und er diente mir als Rathgeber. Kaum hatten wir angefangen, als die Thür aufging und das Fräulein von Lespinasse eintrat.

Ich hörte einen zwiefachen Schrei der Ueberraschung, wie ich erwartet hatte; sie hielt eine Papierrolle in der Hand, kam ruhig und würdevoll näher, begrüßte den Grafen und die Gräfin und blieb neben dem Tische stehen.

— Was führt Sie her, mein Fräulein? sagte mein Bruder.

— Ich komme, von Ihnen, mein Herr, und von Frau von Vichy eine letzte Erklärung zu verlangen.

— So setzen Sie sich nieder, mein Fräulein, versetzte er; wir sind alle geneigt, Sie anzuhören. Bedenken Sie nur, zu wem und vor wem Sie reden.

Das Fräulein von Lespinasse nahm einen Sitz und sah Frau von Vichy mit einer Miene der Entschiedenheit und zugleich der Sanftmuth an.

— Ich wünsche dieses Haus zu verlassen, Madame, sagte sie.

— Das ist möglich, mein Fräulein.

— Ich beabsichtige die Frau Marquise Du-Deffand zu begleiten, die mir einen Zufluchtsort gewähren will.

— Ich sage nicht das Gegentheil, mein Fräulein, es ist mir leid, Ihnen entgegen sein zu müssen, Sie werden nicht abreisen.

— Ich bitte um Verzeihung, Madame, ich werde abreisen. Mit welchem Rechte halten Sie mich hier zurück?

Sie sahen einander ziemlich verlegen an. Frau von Vichy, die heftiger, als ihr Mann war, stand indessen lebhaft auf und entgegnete:

— Mit dem Rechte einer Tochter, die ihre Mutter nicht herabgewürdigt sehen will; mit dem Rechte einer Mutter, die ihre Kinder nicht beraubt sehen will.

— Geben Sie sich gefälligst die Mühe, dies zu

lesen, mein Herr, fuhr Julie fort, ohne ihrer Schwester zu antworten; Sie werden sehen, daß alle diese Rechte vor der Gerechtigkeit nichtig sind, und daß auf ein Wort von mir die Agenten des Staatsanwalts beim Parlament von Dijon in Ihr Schloß eindringen und die Waise im Namen des Gesetzes zurückfordern werden.

Mein Bruder las das Papier, und als er es las, wurde er blaß vor Zorn.

— Wie haben Sie dies erhalten, mein Fräulein?

— Das ist mein Geheimniß, mein Herr.

— Ich werde noch diesen Abend alle meine Leute fortjagen.

— Jagen Sie sie nicht fort, mein Herr, sie sind ebenso unschuldig, wie Sie selber.

— Ich will es wissen.

— Sie sollen erfahren, was ich Ihnen zu sagen habe. Hören Sie mich zu Ende an. Da bin ich frei, wie Sie sehen.

Er sah es nur zu deutlich.

— Nun, diese Freiheit werde ich nicht benutzen; ich will, daß Sie sie mir selber wiedergeben, und deshalb will ich die Ursache Ihrer Unruhe zerstören.

— Ah! rief ihre Schwester, Sie werden uns diese verwünschten Acten ausliefern!

— Nein, Madame, nein, ich werde sie Ihnen nicht ausliefern. Niemand wird je aus meiner Hand die Beweise von dem Fehler meiner Mutter erhalten, und wenn ich sie von dem Orte wegnehme, wo sie sie niedergelegt hatte, so

geschieht es nur, um sie selber aufzubewahren oder um den Gebrauch davon zu machen, der mir gut dünkt.

Sie ließen sehr verlegen die Köpfe hängen; sie erwarteten dies Alles nicht von dem kleinen Mädchen.

— Nun, Madame, noch einen Augenblick Geduld, und ich bin zu Ende. Sie verleugnen mich als Ihre Schwester, Sie haben mich nicht als solche lieben wollen, und ich verlangte nichts weiter von Ihnen. Sie sind also nicht meine Schwester und werden es nicht sein. Ich verachte das Vermögen und möchte nicht den schönsten Namen in der Monarchie haben, wenn ich ihn durch die Schande meiner Mutter erkaufen müßte; was soll ich also mit den Beweisen machen, die Sie so sehr beunruhigen? Meine Mutter hat mich bis zum Tode geliebt, sie hat mich auferzogen und mich an ihrem Busen mit einer Zärtlichkeit genährt, die nichts mich vergessen machen wird. Ich bin ihre Tochter, und nichts kann mich verhindern, daß ich es in meinen und ihren Augen bin, mehr bedarf es nicht. Willigen Sie in meine Abreise mit Madame Du-Deffand, und vor Ihren Augen werde ich diese Papiere vernichten, und Sie werden nichts mehr zu fürchten haben.

— Wollen Sie es thun? riefen sie im Uebermaß der Freude und des Erstaunens.

— Diesen Augenblick wiederhole ich, willigen Sie nur ein.

— Ah! von ganzem Herzen! Sie sind ein Engel.

Sie lächelte traurig und entrollte die Papiere.

— Sehen Sie her, untersuchen Sie sie wohl; Sie werden bemerken, daß Alles da ist.

Sie warfen sich wie zwei Geier darüber her und lasen sie begierig bis auf die letzte Zeile. Als sie damit zu Ende waren, nahm sie zu ihrem großen Schrecken die Papiere wieder.

— Wohl verstanden, von jetzt an werde ich frei sein, nicht wahr? Ich kann das Schloß verlassen und habe die freie Verfügung über mich selber?

— Gewiß.

— Die Frau Marquise Du-Deffand ist Zeugin dieses Versprechens, Herr Graf und Frau Gräfin, ich halte das meine, sehen Sie hier!

Sie stand auf, hielt die Papiere an das Licht und bald wurden sie vom Feuer verzehrt. Wir alle Vier sahen sie schweigend verbrennen. Als nur noch die Asche übrig war, stieß meine Schwägerin einen Schrei der Erleichterung aus, worüber ich erbebte. Das Fräulein von Lespinasse weinte.

— Sie beweinen Ihr Glück, mein Fräulein.

— Ja, mein Herr! ich beweine den Brief meiner Mutter, worin sie ihr ganzes Herz, alle ihre Zärtlichkeit ausgesprochen hatte. Ich weine über den verkannten Willen, über die Einsamkeit, die von jetzt an meiner wartet, und jetzt bin ich allein auf der Erde.

— Und ich? sagte ich zu ihr, tief gerührt von der edlen Handlung.

— Ah! Madame, rief sie, indem sich in meine Arme warf, lieben Sie mich, denn ich bedarf dessen sehr.

Meine Schwägerin zeigte keinen Augenblick der Rührung. Es gibt nichts Trockneres, als das Herz einer Frömmlerin, wenn es nicht allzu zart ist, nichts Härteres, als die anständigen Frauen von Profession. Sie würden uns die Tugend verleidet machen, wenn man aus Berechnung tugendhaft wäre.

Frau von Vichy versuchte gut zu sein, indem sie bedachte, daß sie es nicht sei, und daß dies kein gutes Ansehen habe. Sie ging so weit, Julien den Vorschlag zu machen, im Schlosse zu bleiben, wenn sie wolle, und ihnen wenigstens jedes Jahr einen Besuch zu machen.

— Nein, Madame, ich danke Ihnen, versetzte sie, ich werde dieses Haus von diesem Augenblick nicht wieder sehen, als um Ihnen vor allen Ihren Leuten Lebewohl zu sagen, wenn die Frau Marquise es für angemessen hält, zu dieser Stunde abzureisen.

— Ah! wie Sie wollen, mein Fräulein, ich zwinge Niemand, und Sie am wenigsten.

Man trennte sich noch kälter, als man sich versammelt hatte. Das Fräulein von Lespinasse verließ vor mir den Salon, sie begrüßte den Grafen und die Gräfin tief und wünschte ihnen alles mögliche Glück, dann ging sie aufrecht, stolz und mit sich selber zufrieden fort, wie eine Person, die mehr als ihre Pflicht gethan hat.

Wir sahen alle Drei einander an.

— Nun, sagte mein Bruder, was denkst Du von diesem Fräulein? Es scheint mir, sie hat ein Benehmen, wie eine Königin.

— Ja, entgegnete ich, sie hat das Benehmen und die Gedanken einer Königin. Was sie gethan hat, war sehr großmüthig.

— Wer weiß? versetzte die Gräfin nachdenkend, es ist vielleicht noch nicht einmal so schön, sie kann ja beglaubigte Abschriften davon haben.

Dieses unedle Wort, von einem unedlen Gedanken eingegeben, hat mich durch die Folgen, die es herbeiführte, fast mit meiner Familie entzweit. Als ich es hörte, mißtraute ich der Frau von Vichy und faßte eine Meinung von ihr, die sie vollständig rechtfertigte.

Drei Tage später reiste ich mit meiner Begleiterin ab; ich ordnete es so an, daß es am frühen Morgen geschah, und daß sie ihre Schwester nicht wiedersah. Man wagte sie nicht zurückzuhalten, aber man hatte große Lust dazu, denn man dachte immer an diese beglaubigte Abschrift, die ihnen schaden konnte. Sie schrieben auch an Frau von Luynes und versuchten sie gegen mich und gegen meinen Schützling einzunehmen.

Wir waren nach Lyon abgereist, wo ich mich eine kurze Zeit aufhalten wollte. Um das Ungewitter zu beruhigen, machte mir das Fräulein von Lespinasse den Vorschlag, sich in ein Kloster zu begeben und während der Zeit zu unterhandeln. Herr von Albon, ihr Bruder und der meiner Schwägerin, wohnte in dieser Stadt; er

hatte sich nie feindselig gegen sie gezeigt, im Gegentheil rechnete sie auf ihn, Alles zu ordnen.

Ich hatte dort auch den Cardinal von Tencin, so wie den Präsidenten bei der Frau von Luynes, mit welcher er die Ehre hatte in freundschaftlichen Verhältnissen zu stehen. Ich fand den Vorschlag angemessen und willigte in Juliens Wunsch. Herr von Albon besuchte mich und theilte mir einen Charakterzug von ihr mit, wovon sie mich ebenso wenig wie Frau von Vichy in Kenntniß gesetzt hatte.

Herr von Albon war bei dem Tode seiner Mutter nicht zugegen, sie war sehr kalt mit ihm und sprach selten von ihm. Sie hatte ihn indessen verlangt, aber er war abwesend. Er kam am folgenden Tage zurück; das Fräulein von Lespinasse kannte ihn nur sehr wenig, und sein Verfahren gegen sie war dennoch wohlwollend. Sobald er ankam, bat sie ihn, ihr zu folgen, und führte ihn zu einem kleinen Secretair, wovon sie den Schlüssel in der Tasche hatte.

— Mein Herr, sagte sie, ihm denselben zustellend, hier ist ein Schrank, der mir gehört, meine Wohlthäterin hat ihn mir gegeben, und Sie erlauben mir wohl, ihn zu behalten, nicht wahr?

— Ohne den geringsten Zweifel, und alle Effecten, die Ihnen persönlich gehören, sollen Ihnen zugestellt werden. War es das, was Sie mir zu sagen hatten?

— Nein, mein Herr. Oeffnen Sie gefälligst diesen Secretair, Sie werden eine ziemlich beträchtliche Geldsumme

darin finden. Frau von Albon hat mir befohlen, sie für mich zu behalten, aber ich will es nicht, ich will nicht von Ihnen und Ihrer Frau Schwester beschuldigt werden, den geringsten Theil Ihrer Erbschaft unterschlagen zu haben. Nehmen Sie also dieses Geld, mein Herr, Sie werden mir einen großen Dienst leisten, denn ich bin sehr unruhig.

— Indessen, mein Fräulein, wenn Ihre Mutter es Ihnen gegeben?

— Und Dies ist der Beweis in ihrer Handschrift, mein Herr; lesen Sie.

Sie zeigte ihr den Pakt, der die Worte als Etiquette trug:

„Für meine liebe Julie Lespinasse, für sie allein und ihr von mir geschenkt."

— Da ist es ein Vermächtniß, mein Fräulein, und ich darf mir nicht gestatten —

— Ich nehme es nicht an, mein Herr, ich werde nichts annehmen, was Ihnen gehört. Nehmen Sie dies.

Er nahm es endlich und ohne viele Schwierigkeit zu machen. Man läßt sich wenig bitten, Geld anzunehmen, und immer aus demselben Grundsatze.

Er erzählte mir diesen Zug und fügte hinzu, sie verdiene jede Rücksicht, aber er wolle sie nicht aus den Augen verlieren. Ich erzählte ihm dagegen das Verbrennen der Papiere.

— Es ist möglich, fuhr er fort; es ist sehr gut und sehr schön, aber sie hat vielleicht eine Abschrift davon.

Meine Schwägerin hatte hier bereits gewirkt.

Ich ging dann zu dem Cardinal von Tencin, damals Erzbischof von Lyon und mein alter Freund, wie man weiß. Er rieth mir, abzureisen und Julie in ihrem Kloster zurückzulassen, und später wolle er es anordnen, sie mir zurückzuschicken.

— Niemand hat wirkliche Rechte an sie, und wir werden schon dahin gelangen, daß sie abreisen kann. Wenn Sie zuerst abreisen, machen Sie Ihrer Familie eine Freude, und das ist es doch, was Sie wünschen, nicht wahr?

— Ohne Zweifel.

— Gehen Sie, Marquise, und sein Sie ruhig, die alten Freunde sind immer dieselben. Wir haben schöne Stunden mit meiner armen Schwester verlebt; ich kann sie nicht vergessen und Sie werden sie auch nicht vergessen, davon halte ich mich überzeugt. Erinnern Sie sich des Waldes von Senart und der Nacht, die wir in der Hütte zubrachten?

Ja, ich erinnerte mich derselben, und noch! was ist die Folge davon gewesen?

Ich reiste in der That ab. Ich ging, in dem Kloster des heiligen Joseph Alles vorzubereiten, wohin ich mich zurückziehen wollte, um uns Beide aufzunehmen.

Diese religiöse Gemeinschaft des heiligen Joseph, welche Frau von Montespan in der Rue Saint Dominique gegründet, gewährte mir besondere Bequemlichkeiten. Das Zimmer, welches man mir gab, war das der Gründerin. Sie zog sich dorthin zurück, wenn sie ihre Bande zer-

reißen oder dem Könige einige Unruhe verursachen wollte. Nach ihrer endlichen Trennung eilte sie hierher und starb, wie die Nonnen sagten; aber in Wahrheit bin ich dessen nicht ganz gewiß, und Andere haben mir die Versicherung gegeben, daß sie in ihrem Hause in Paris gestorben sei, und noch Andere, bei dem Herzog von Antin.

Dieses Zimmer befindet sich im Innern des Hauses, es hat die Aussicht auf die Gärten, aber es hat auch einen besonderen Eingang, so daß ich nach Gefallen mit der Welt oder mit den Schwestern verkehren kann. Freilich liebe ich sie nicht sehr, und ihre Uebungen scheinen mir als Widersinnigkeiten, aber das Publicum ist zufrieden, mich in diesem Hause zu wissen, und ich bin ruhig hinter diesem undurchdringlichen Schilde.

Sechstes Kapitel.

Das Fräulein von Lespinasse reiste mit dem Staatsanwalt und dessen Gattin auf der Diligence aus Lyon ab. Herr von Tencin hatte sie ihnen anvertraut und sie befand sich während der ganzen Reise sehr wohl bei ihnen.

Ich war damals von zwei oder drei lieben Freunden umgeben: von dem Präsidenten Henault, Formont und d'Alembert, den ich wenigstens ebenso sehr wie die Anderen liebte, obgleich die Bekanntschaft noch neu war. D'Alembert galt für den Sohn der Frau von Tencin und Destouches. Sie hat mir immer versichert, daß es nicht wahr sei, und mir etwas ganz Anderes eingestanden, was mich bewog, es zu glauben. Andererseits behauptet d'Alembert, daß er den Beweis davon hat und der Thatsache gewiß ist, und daß sie es nur leugnet, weil sie sich schämt, ihn nicht anerkannt zu haben.

So viel ist gewiß, daß sie ihn nie hat sehen wollen, und daß er von der Frau eines Glasers auferzogen worden, die er mit unglaublicher Zärtlichkeit geliebt, wovon ich später erzählen werde.

Er kam alle Tage zu mir. Sie hatten schon ihre Encyclopädie und ihre philosophischen Ideen und Frei-

geisterei zu entwickeln angefangen, womit sie diese letzte Hälfte des Jahrhunderts unterhalten haben. D'Alembert war nicht schön, aber er war außerordentlich gut, besaß einen bezaubernden Geist und die angenehmste und lieblichste Unterhaltungsgabe, was man von einem Philosophen und Mathematiker hätte kaum glauben sollen. Ich habe nie einen Mann gekannt, mit dem ich lieber umging, und mein großer Zorn gegen das Fräulein von Lespinasse ist von ihm hergekommen.

Ich kündigte ihnen die Ankunft meiner jungen Freundin nicht an, ich war mit ihr übereingekommen, und wir wollten in den Verhältnissen bleiben, die ich angegeben.

Seitdem ich fast gar nichts mehr sah, lobte alle Welt meinen Muth.

Ich spielte die Tapfere vor meinen Freunden, und wenn ich allein war, gerieth ich in Verzweiflung; es war für mich die schrecklichste Lage und die grausamste Qual. Indessen war ich immer von Besuchenden umringt, mein Haus wurde nicht leer und die Personen vom Hofe und aus der Stadt begannen den Weg dorthin zu finden.

Einige Jahre vorher hatten wir oft kleine Komödien aufgeführt, die der Präsident Henault und Pont-de-Veyle für uns verfaßten. Die Schauspieler waren diese beiden Herren, d'Argental, Formont und einige Andere. Die Schauspielerinnen Frau von Rochefort und ich. Diese Gesellschaft hatte sich nie aufgelöst. Wir waren in einem vertrauten täglichen Umgange geblieben und zuweilen lasen

wir unter uns die Stücke, an deren Aufführung wir uns ehemals so sehr unterhalten hatten.

D'Alembert verachtete diese Unterhaltung.

Am ersten Abend, den das Fräulein von Lespinasse in Paris zubrachte, sprach man von unserem Theater, von dem Stücke Zoïde, welches Herr du Châtel, der so viel Geist besaß, ausdrücklich für uns geschrieben, und worin Frau von Luxembourg so reizend war, dann „der Mann von Welt" von Herrn von Forcalquier und endlich „der Eifersüchtige auf sich selber" und „das Irrenhaus" von dem Präsidenten.

Man fragte natürlich die Neuangekommene, ob sie die Komödie liebe und ob es ihr gefalle, sie zu spielen.

— Sie zu sehen, ja, sie zu spielen, nein, versetzte sie.

— Vortrefflich! rief d'Alembert, das ist eine Person von Verstand. Sie sind verständiger in Ihrem Alter, als alle diese Herren und Damen, die es mehr sein sollten, als Sie.

Und sogleich begann er diesen Satz zu behaupten, wobei das Fräulein von Lespinasse allein auf seiner Seite war. Von diesem Tage an verstanden sie einander und schlossen ein Freundschaftsbündniß, und wenn ich sie hätte sehen können, glaube ich, hätte ich ihre Zukunft und die, welche sie mir bereiteten, errathen können.

D'Alembert war um diese Zeit von dem Könige von Preußen berufen worden, mit dem er eine Zusammenkunft hatte. Er kehrte nicht stolzer zurück, aber mit einer

Leidenschaft und dem Versprechen einer ewigen Freundschaft von diesem großen Manne, der sich immer wie vor einem Maler für die Nachwelt hinstellte, was auch die Herren von der Encyclopädie davon gesagt haben mögen, die einen Gott aus ihm machen wollten. Voltaire ist sehr davon zurückgekommen, er, der so viel Geist hat, der die Welt so gut kennt und gegen den die Anderen wie Zwerge erscheinen. Er hat den Mann beseitigt und nur den Helden als König und Krieger beibehalten.

Friedrich und Katharina haben ihr Lebenlang über die Philosophen gespottet und sie dennoch mit Gunstbezeugungen überhäuft. Das Schöne dabei ist, daß die Philosophen sie alle angenommen haben, ungeachtet ihrer Verachtung des Reichthums und der Ehre. Indem man ihrem Stolze eine Schlinge legt, ist man gewiß, daß sie sich darin fangen werden. Sie sind noch in viele andere gegangen, wie man bald sehen wird.

Wir hatten zu jener Zeit auch in unserer täglichen Gesellschaft den Chevalier von Aydie, dessen Tochter der Graf von Nanthia geheirathet hatte. Ah! wie weit war sie von ihrer Mutter, dieser schönen Aissé entfernt, so sehr sie ihr auch glich! Wir hatten auch Herrn von Berkly, einen reizenden Engländer, den Herr Walpole nicht ausstehen kann; den Baron Fischer, einen Schweden von viel Geist, die Herzogin von Mirepoix, so voll Grazie und Schönheit, daß man ihr keine Karte oder Würfel zeigte, denn da war sie eine Thörin und verlor alle ihre gute Eigenschaften, und ich hätte sie schlagen mögen.

Ferner die Herzogin von Boufflers, die in zweiter Ehe Marschallin-Herzogin von Luxembourg wurde; und welches verehrungswürdige Geschöpf war sie! Sie genoß reichlich ihre Jugend, und da sie nicht geizig war, verbreitete sie überall Heiterkeit und Frohsinn. Man machte ihr einen Vorwurf daraus, wenn man sie nicht kannte, wenn man sie aber zweimal gesehen, hatte man nicht mehr den Muth, Groll gegen sie zu hegen. Ich rede nicht von mir, wohl verstanden, da ich weder das Recht noch die Lust hatte, strenge zu sein, ich rede von der Königin, von den Spröden des Hofes und der Stadt, die ihr nachliefen, obgleich sie wohl wußten, daß sie ganz etwas Anderem nachlief.

Ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich all' unsere Besucher erwähnen wollte. Ich muß indessen den Präsidenten von Montesquieu und Fontenelle hervorheben. Es verlohnt sich wohl der Mühe, von diesen Beiden zu reden; auch will ich es thun. Für heute komme ich zu dem Fräulein von Lespinasse zurück, zu ihrem Erstaunen, ihrem Glück, plötzlich aus ihrer Provinz in die Mitte eines solchen Zirkels versetzt zu sein. Sie dankte mir ohne Aufhören dafür, küßte mir die Hände, überhäufte mich mit Sorgfalt und Zärtlichkeit; sie sagte, sie liebe mich, und ich erwiederte ihre Neigung in Wahrheit, was man auch davon sagen mochte.

So vergingen unsere Tage sehr glücklich; ich tröstete mich für meine Schwäche durch die Zerstreuungen, die man mir gewährte. Ich war nie allein. Das Fräulein von

Lespinasse verließ mich nach den ersten Monaten zuweilen, doch geschah es nur in den Stunden, wo meine andern Freunde sie ersetzten. Bald hatte sie diesen, bald jenen Vorwand; sie wollte diesen oder jenen besuchen, sie hatte Briefe zu schreiben, sich auf eine Vorlesung vorzubereiten, sie hatte eine Arbeit vor, doch zeigte sie mir jeden Augenblick alle mögliche Liebenswürdigkeit, um mir zu gefallen, und ich war entzückt davon.

Folgendes geschah also, was ich mir nicht träumen ließ. Ich habe dies später aus den Mittheilungen D'Alemberts an den Präsidenten und Pont-de-Veyle erfahren, die ihn oft, und besonders im Augenblick seines Schmerzes, besuchten. Er erzählte ihnen den Anfang und das Ende, und sie verfehlten nicht, mir darüber zu berichten.

Es fiel ihnen nicht sogleich ein, daß sie einander lieben könnten. Sie suchten einander auf, weil sie allein wegen ihres Geistes für einander paßten, aber die Liebe war weit entfernt von ihren Gedanken. Sie kam endlich seltsamerweise durch das, was sie am wenigsten hätte herbeiführen sollen, nämlich durch die Wissenschaft.

Das Fräulein von Lespinasse besaß Sinnlichkeit und eine glühende Seele; sie war romantisch, sie war zärtlich, sie hatte Neigungen, die selbst ich bemerkte und worüber ich oft mit ihr scherzte. D'Alembert belehrte sie über viele Dinge, die sie noch nicht wußte und die der Richtung ihres Geistes nicht angemessen waren. Sie gab sich viele Mühe, sie zu behalten, doch behielt sie sie nicht;

auch benutzte ihr Lehrer den Vorwand, sie ihr täglich und lange zu wiederholen.

Eines Morgens wurde Botanik verhandelt, denn d'Alembert wußte Alles, und man sprach von dem Ursprunge, ich weiß nicht von was, und es war die ewige Litanei. Ich, die ich immer die gelehrten Männer und ganz besonders die gelehrten Frauen verabscheut habe, verstopfte mir die Ohren, um sie nicht zu hören. Sie gingen also zusammen aus, um eine Pflanze zu suchen, die d'Alembert in der Umgebung von Montmorenҫy bemerkt hatte, als er Frau von Epinay besuchen wollte, von der wir später sprechen werden.

Sie nahmen eine Chaise, welche d'Alembert durchaus bezahlen wollte, worüber Julie sich untröstlich zeigte, und sie benutzten einen Tag, wo die Marquise von Forcalquier kam, um mir vorzulesen; sie waren gewiß, daß ich mich nicht langweilen werde, oder daß ihre Gegenwart mich nicht verhindert haben würde, mich zu langweilen.

Es war an diesem Tage ein erwünschtes Wetter, es war im Monat Junius, nicht zu heiß, gerade Sonne genug, um die Landschaft aufzuhellen, und nicht genug, um die Hitze unerträglich zu machen. Hübsche weiße Wolken wie Schneebälle, ein reizender Horizont und die Liebe zwischen ihnen Beiden! War es nicht genug für einen Philosophen und ein Mädchen, welches darnach strebte, es zu werden?

Anfangs unterhielten sie sich ganz heiter, dann wurden sie nachdenkend und träumerisch. D'Alembert

kannte besser, als sie, die Ursache ihrer Träumerei. Er hatte sich bereits Rechenschaft von der Neigung abgelegt, die sie fortzog, und fragte sich, ob er seine Begleiterin darüber aufklären oder sie in der Unwissenschaft ihrer unschuldigen Herzensreinheit lassen solle.

Eine Frage des Fräulein von Lespinasse entschied die Sache.

— O Himmel! mein Herr, der hübsche Bach, die reizende Wiese, die schönen Bäume! Sagen Sie mir, warum habe ich eine so unwiderstehliche Lust, diese Chaise zu verlassen und dort unten spazieren zu gehen? Ich habe doch viele Bäche gesehen, viele Bäume und viele Wiesen, die ebenso angenehm waren, wie diese, so angenehm sie auch sein mögen!

— Ich will es Ihnen sagen, mein Fräulein, wenn wir Ihren Wunsch erfüllt haben; nichts ist leichter. Der Postillon wird uns erwarten; er ist für den Tag gedungen und steht durchaus zu unserer Verfügung. Sollte es nicht der rechte Augenblick sein, dort unten unsere Vorräthe auszubreiten und unser Frühstück einzunehmen?

— Sie haben Recht, mein Herr. Ich habe indessen keinen Hunger, und ich bin sehr froh. O! ich war in meinem Leben nicht so froh!

Formont und der Präsident, zwei alte Wüstlinge, hatten diese Parthie sehr getadelt, worin die Damen und ich nichts Böses sahen. D'Alembert erschien uns wie Scipio, wie Robert d'Arbrissel oder wie die keusche

Susanna, und wir konnten nicht die geringste Gefahr darin finden.

Die Herzogin von Chaulnes unter Anderen, die ihn lange verhindert hatte, in die Akademie aufgenommen zu werden — nicht als hätte sie ihn nicht geliebt, sondern weil sie zu laut ausrief, sie würde ihm ein Serail zu bewachen geben. Man wußte, daß sie eine Frau sei, um die Frage zu ergründen, und Fontenelle sagte ernsthaft in dieser Hinsicht:

— Ueber Alles, was diese Nachrichten betrifft, ist die Herzogin von Chaulnes der Rechenknecht der Liebe.

Man kann sich denken, daß der Ausspruch Glück machte! Sie hatte d'Alembert mit Null bezeichnet, und sie bemühte sich so gut, daß la Peyrouse oder der Graf von Clermont, ich weiß nicht mehr, welcher von Beiden, anstatt seiner in die Akademie aufgenommen wurde, unter dem Vorwande, daß ein Akademiker ein Mann sein müsse. Sie verdrehte den Vierzigen so die Köpfe, daß sie sich vor der Lächerlichkeit fürchteten und diese Ungerechtigkeit begingen, die man später wieder gut machte. Die Thoren und besonders die Thörinnen können in diesem Lande gewiß sein, angehört zu werden.

Indessen waren wir sehr ruhig wegen des Lehrers und der Schülerin und hörten Frau von Forcalquier und ihre Vorlesung an, während sie durch die Felder liefen und den Ufern der Bäche folgten und eine vortreffliche Pastete aßen, die für diese Gelegenheit bereitet war.

Anfangs beschäftigte man sich nur damit; man hat Hunger auf dem Lande, wenn man jung ist und nicht oft dorthin geht. Die Schöne hatte wohl versichert, daß sie nicht essen würde, dennoch ließ sie sich dazu verleiten und ihre Heiterkeit kehrte zurück. D'Alembert war sehr liebenswürdig; er sprach von ganz anderen Dingen, als von den Regeln der Arithmetik und Geometrie. Dann fragte er das arme Mädchen, ob sie noch immer den Grund ihrer Begeisterung für den Bach, für die Wiese und die Bäume wissen wolle.

— O! ja, versetzte sie mit klopfendem Herzen.

Er näherte sich ihr, faßte ihre Hand, die sie ihm ließ, und begann eine Rede über die Sympathien, über die Geistesverwandtschaften, über die Kräfte der Anziehung, und ich weiß nicht, welche mehr oder weniger wohlklingende Worte er anwendete, um seine Liebeswerbung nicht wie die Anderen zu machen und die Wissenschaft nicht herabzuwürdigen, indem er sie zu den gewöhnlichen Ausdrücken herabzog.

Das Fräulein von Lespinasse verstand ihn mehr aus Instinct, als aus Scharfsinn; sie erröthete und schlug die Augen nieder, sie lächelte sogar, und dieses Lächeln verwirrte die Definitionen des armen Mannes; er wußte nichts weiter zu thun, als sich ihr zu Füßen zu werfen, indem er zu ihr sagte:

— Ich liebe Sie; lieben Sie mich?

Ich weiß nicht, ob sie antwortete; ich weiß nur, daß er es errieth und schon lange errathen hatte, und

daß sie eine gute Viertelstunde zubrachten, in ihre Gefühle verloren, zu schweigen. Diderot meinte, man könne d'Alembert diese Viertelstunde nicht verzeihen, die höchstens für einen Dichter passe, worauf Pont-de-Veyle, der gewöhnlich so boshaft war, erwiederte:

— Suchte er nicht ein Problem?

Julie gehörte zu den Frauen, welche gleich so sehr lieben, wie sie je lieben werden. Sie machte in dieser Viertelstunde so viele Fortschritte, wie ich in zehn Jahren würde gemacht haben, und doch hätte ich nie bis zu diesem Grade gelangen können. Gott sei Dank! ich bin weder romantisch noch leidenschaftlich.

Sie fanden das Wort wieder und erblickten aus der Ferne einen ländlichen Brautzug und zwei sehr verliebte Neuvermählte. Darüber verbreitete sich d'Alembert. Er fragte sie, ob sie an die Ehe denke; er bewies ihr durch a † b, daß sie das Grab der Liebe sei. Julie antwortete, sie beunruhige sich nicht wegen einer Ceremonie; sie würde ihr Herz verschenken, ohne sich um die Meinung der Anderen zu kümmern.

— Ich bin frei, Sie auch; was würden uns noch einige Worte mehr, von einem Menschen, wie wir, ausgesprochen, ausmachen? Wir verbinden uns vor dem höchsten Wesen; es hat uns geschaffen, um uns zu lieben, es sieht und hört uns; das reicht zu unserm Glück und für unser Gewissen aus.

Dieses Raisonnement des Philosophen, welches den

Schalk verrieth, erschien seiner Geliebten von einer bewundernswürdigen Logik. Sie waren also völlig einstimmig.

Die Reise war eine Wonne. Von Zeit zu Zeit gewann das Wirkliche die Oberhand. Der gute d'Alembert vergaß die Philosophie und wurde bezaubernd, er ließ sein Herz reden und sein Verlangen zu gefallen. Er gefiel, er gewann diese Seele ohne Vertheidigung, diese Seele, welche lieben wollte und die bisher nur ihre Mutter geliebt hatte. Sie hat seitdem schrecklich geliebt, wie Mascarille sagt.

Die erste Verabredung war das Geheimniß. Man kam überein, mir diese schöne Flamme zu verbergen; d'Alembert kannte meine Eifersucht, er erwartete, daß ich davon aufgeregt sein würde. Er forderte auch seine Schöne auf, unseren Freunden gegenüber zu schweigen; sie könnten plaudern.

— Lassen Sie uns glücklich sein für uns und nicht für die Anderen. Was mich betrifft, mein Leben gehört Ihnen einzig und allein. Meine gute Mutter, die Glasersfrau, will nichts weiter, wenn sie mich täglich eine Minute sieht, wenn sie weiß, daß ich zufrieden bin, oder wenn ich ihr meinen Kummer anvertraue, da ist die arme Frau beruhigt. Mit Madame Du-Deffand ist es nicht so.

Nein, ich glich der Glasersfrau durchaus nicht, ich verlangte mehr, und wenn ich von diesem Verhältniß eine

Ahnung gehabt hätte, würde sie mich aufs Aeußerste aufgebracht haben. Nicht als wäre ich im geringsten in d'Alembert verliebt gewesen, aber ich sah es nicht gern, daß man mich bei meinen Freunden verdrängte, und überall, wo die Liebe eintritt, macht sie reines Haus.

Siebentes Kapitel.

Voltaire hatte Frau von Chatelet seit mehreren Jahren verloren; er hatte entdeckt, daß sie ihn wegen dieses lieben Saint-Lambert, dieses Philosophen, Dichters, Militairs, Cavaliers und Alles, was man will, betrog, und er war in eine tiefe Verachtung der Liebe versunken. Er schrieb an d'Argental einen Brief, den mir dieser mittheilte, und worüber wir uns sehr ärgerten, und der von einem anderen handelte, den d'Alembert an ihn gerichtet hatte und der ganz mit Spöttereien angefüllt war.

— Sollte er verliebt sein? fragte er; und in wen denn?

Pont-de-Veyle behauptete mit seiner gewohnten Menschenliebe, er sei in mich verliebt.

— Oder vielmehr in Ihre junge Secretairin, versetzte der Präsident, seit dem berühmten Tage des Pflanzensuchens in Montmormcey; seitdem geht etwas zwischen ihnen vor, was ich nicht verstehe.

— Sollten sie vielleicht ebenso stark sein, wie d'Alembert, um es zu verstehen? sagte Herr Duchatel, der bei dieser Unterredung zugegen war.

Der Chevalier d'Aydie, der sich seiner jungen Jahre

erinnerte, suchte seine Eindrücke in den Augen des Philosophen und meiner Freunde wiederzufinden.

— Das ist es nicht, sagte er.

— Nein, versetzte der Präsident, es ist das nicht für Sie, Chevalier, sondern nur für jene.

Man kam überein, vor mir nicht davon zu sprechen und meinen Verdacht abzulenken; ich war ihnen unruhig vorgekommen. Montesquieu schrieb mir einen Brief über die Scherze des Morgens, sonst beschäftigte sich Niemand weiter mit dieser Unterhaltung. Ich bat, mir die Wahrheit nicht zu verbergen; Frau von Mirepoix versicherte mir, daß nichts daran sei, ich glaubte ihr und vergaß es.

So vergingen mehrere Monate. Alle wußten oder witterten wenigstens die Wahrheit, außer mir, die ich mich nicht damit beunruhigte. Um gerecht zu sein, muß ich hinzufügen, daß man nie mehr Sorgfalt und Freundschaft für eine gebrechliche und oft traurige Frau anwendete, als damals geschah. Sie schienen sich zu vereinigen, um mich mein Unglück vergessen zu machen. Ich fand sie immer da, wenn ich ihrer bedurfte; ich liebte sie Beide sehr. Formont, der sich verheirathet hatte, war weniger eifrig, und der Präsident klagte über sein Befinden. Pont-de-Veyle, obgleich er nicht mehr funfzehn Jahre alt war, lief noch ganz gern hinter den Coulissen und in den Boudoirs umher; sie waren also Beide die Getreusten und Geliebtesten.

Oft am Morgen, wenn die Luft rein war, besuchte mich d'Alembert und sie führten mich in die Tuilerien

oder in den Luxembourg. Ich war glücklich, mit ihnen dort zu sein, und ich freute mich jeden Tag, diese so sehr verfolgte Waise aufgenommen zu haben.

Man schätzte sie sehr in meiner Umgebung. Die Marschallin von Luxembourg überhäufte sie mit Geschenken; sie machte ihr so hübsche, daß ich nicht zurückbleiben wollte und ihr ebenfalls welche machte. Meine Freunde wetteiferten darin, wer ihr die kostbarste Kleinigkeit bringen werde; d'Alembert allein gab ihr nichts, und als man eine Bemerkung darüber machte, antwortete er, er wolle nicht thun, wie die Anderen.

Dieses Wort fiel mir auf; ich machte ziemlich laut meine Bemerkung darüber, mein Zirkel beschäftigte sich damit, man errieth die Wahrheit und hatte sich verabredet, daß ich unbekannt damit bleiben solle. Julie glaubte nicht durchschaut zu werden; sie machte es wie der Strauß, ganz in ihre Liebe versunken, beschäftigte sie sich nicht mit den Anderen und bildete sich ein, daß sie es ebenso machten. Man würde sie sehr in Erstaunen gesetzt haben, wenn man zu ihr gesagt:

— Ihr Umgang mit d'Alembert ist das öffentliche Geheimniß; Ihre Beschützerin ausgenommen, ist jeder um uns her damit bekannt.

Die Liebe sieht nur sich selbst!

Das Fräulein von Lespinasse nahm von jetzt die Gewohnheit an, verehrt zu werden, sich Schmeicheleien sagen zu lassen und sich mit nichts zu beschäftigen. Anstatt um meinetwillen bei mir zu sein, war sie endlich nur

für sich selber da, ohne sich im geringsten um das zu kümmern, was mir angenehm oder bequem war. Ich bemerkte es wenig und ich überging es, als ich es bemerkte, denn ich liebte dieses Mädchen wirklich. Bald war sie ebenso vertraut mit meinen Freunden, wie ich, und sie gefiel ihnen, wie sie mir gefallen hatte. Sie wurde von ihnen geliebt und gesucht, und man kam dahin, sie ebenso hoch wie mich und zuweilen noch höher anzuschlagen.

Ich war oft leidend und übler Laune — ich verleugne meine Fehler nicht — meine Eifersucht zeigte sich in ihrem vollen Glanze, und man gab mir selten Gelegenheit dazu. Die Zeichen waren leicht zwischen ihnen, nicht so die Unterhaltungen, so leise man auch in meiner Nähe sprach, ich hörte es immer, und errieth, was ich nicht hörte. Dies war ihnen lästig, und mir nicht weniger, als ihnen.

Dieser Zustand währte mehrere Jahre, ohne daß sich etwas um uns her veränderte. Es versammelten sich dieselben Personen um mich; wenn Tod oder Abwesenheit die Reihen lichteten, wurden sie ebenso bald wieder ausgefüllt. Der Andrang war groß, und immer war das Fräulein von Lespinasse die Erste, so gut wie ich selber.

Ich gehe sehr spät zu Bette, weil ich nicht schlafen kann. Man liest mir einen Theil der Nacht vor; die Folge davon ist, daß meine Vorleserin und ich den ganzen Tag schlafen. Julie hatte auch diese Gewohnheit ange-

nommen und wir rechneten nur den Abend. Bei meiner ewigen Dunkelheit war es ganz dasselbe; ihr fehlte die Sonne zuweilen, sie beklagte sich bitter darüber, wenn ich nicht dabei war, und machte mir Bemerkungen über ihre Gesundheit. Ich ließ sie daher oft von Viard oder von der Desvreux, meiner getreuen Kammerfrau, ersetzen. Indessen war es nicht ganz dasselbe; sie verstanden nicht Alles, wie sie, und ich konnte mit ihnen nicht analysiren und verhandeln, was ich las.

Als der Winter kam, übernahm sie ihre Beschäftigung wieder, und es wurde ihr weniger schwer. Unser Zirkel hatte sich um zwei oder drei Vertraute vermehrt, zu welchen der kleine Marmontel gehörte, den ich nie habe leiden können, und den d'Alembert mir zuführte. Wir hatten ihn bei einer Madame Harenc kennen gelernt, die seine Freundin war und wo wir zuweilen soupirten, und auch bei der Frau von Tencin, deren Haus der Versammlungsort der Schöngeister war. Dort war es, wo Madame Geoffrin sie fast alle auffischte. Frau von Tencin täuschte sich nicht in ihm und sagte mir eines Tages, indem sie auf ihn deutete:

— Diese alte Frau glaubt, daß ich sie nicht durchschaue, sie kommt hieher, um sie mir wegzunehmen und um zu erfahren, wie man sie regiert; sie wird bald dessen überdrüssig werden.

Sie wurde dessen nicht überdrüssig und nie war ein Haus mit diesem, hinsichtlich der Führung, zu vergleichen. Madame Geoffrin, die nur eine alte Bürgerin ohne Um-

gebung war, wurde eine Autorität allein durch ihren Geist und ihre Geschicklichkeit, ihren Zirkel zu wählen. Sie hatte am Montag ein Diner von Künstlern, und am Mittwoch eines von Literaten. Marmontel logirte bei ihr, er war ihr Günstling.

Dieser Mann, ein Kritiker, der seine Nase überall hatte, drängte sich bei mir ein und wurde einer von denen, welche die Stühle einnehmen, aber nicht mein Freund. Ich erwachte erst um sieben Uhr, und man trat um acht Uhr bei mir ein. Es fiel ihnen ein — und dies geschah d'Alembert zu gefallen — um sechs Uhr zu kommen und sich in dem Zimmer des Fräulein von Lespinasse einzurichten, wo sie, wie man mir versicherte, einen sehr interessanten kleinen Kreis bildeten. Ich wußte nichts davon. Dies währte ganze Monate. Mehrmals ließ sie sich unter dem Vorwande der Krankheit bei mir entschuldigen, und der ganze Abend wurde bei ihr zugebracht; man ließ mich allein, man ging in einen kleinen Winkel, wo man, wie Marmontel sagte, vor meiner Zunge und meinen Anforderungen geschützt war.

Das Fräulein von Lespinasse that sich keinen Zwang mehr an, und ich war nichts weiter, als eine Decke und ein Schild. Ich beklagte mich Anfangs leise darüber, aber man antwortete mir nicht darauf; dann sprach ich lauter, ohne mehr zu erlangen. Ich konnte nicht errathen, woher diese Veränderung kam, und meiner Muthmaßungen müde, befragte ich die Desvreux, was ich noch nicht gethan hatte. Ich verabscheue es, die Domestiken zu be-

fragen, man hält sie dadurch an, Andere anzugeben, wenn man selber darauf eingeht; indessen blieb mir keine andere Wahl.

Ich faßte die Desvreux daher bei ihrer Anhänglichkeit und forderte sie auf, mir nichts zu verbergen, weil mein Leben nicht mehr lange währen könnte und weil gewiß ein Beweggrund vorhanden sein müßte. Sie machte viele Umstände; als ich ihr aber sagte, ich wolle sie nicht mehr um mich haben und nicht an ihre Zuneigung glauben, wenn sie es mir verweigere, ließ sie sich Alles abfragen. Da kam Alles heraus: der Umgang mit d'Alembert seit acht oder neun Jahren ohne mein Wissen, die abgesonderten Gesellschaften und die Verschwörungen — kurz, Alles!

Ich war wie vernichtet. Es war gerade sieben Uhr, und in diesem Augenblick mußte der Zirkel vollständig sein.

— Nun gut, so kleide mich an und führe mich zu ihr; dies ist das einzige Mittel, dieser Trennung ein Ende zu machen. Sonst werden sie es leugnen.

Die Desvreux wußte, daß eine Einwendung bei mir nicht angebracht war, und sie gehorchte. Ich ließ Viard rufen, da ich die Desvreux Julien gegenüber nicht in's Spiel bringen wollte, und stellte mich, als wäre ich mit Allem unbekannt.

— Viard, das Fräulein von Lespinasse ist krank, wie es scheint. Ehe die Gesellschaft kommt, führen Sie mich zu ihr, ich will versuchen, das arme Mädchen ein

wenig zu trösten! Es ist mir, als hätte sie gehustet, und das beunruhigt mich.

— Aber, Madame — ich glaube, sie hat sich zu Bette gelegt.

— Wir gehen leise; übrigens bin ich gewiß, daß sie sehr erfreut sein wird, und das wird ihr wohlthun. Kommen Sie, reichen Sie mir Ihren Arm, mein Junge, und beunruhigen Sie sich deshalb nicht, ich weiß besser, als Sie, was ich thue.

Viard machte keine Einwendungen mehr, denn meine Leute kannten mich. Als wir uns diesem vermeintlich stillen Zimmer näherten, drang ein Geräusch von Stimmen zu mir und ich blieb stehen.

— Ach! sagte ich, wer spricht denn da drinnen? Es scheint mir, als wäre es d'Alembert. Er wird, wie ich, zu der Kranken gekommen sein. Aber da ist noch Einer, es ist Marmontel, dann noch Einer, es ist Diderot, und auch der Präsident. Ah so! es ist also ein Zirkel hier?

Ich konnte nicht mehr zweifeln. Ich stieß die Thür auf und trat ein, ohne Viard Zeit zu lassen, sie zu öffnen. Meine Ankunft machte die Wirkung des Medusenhauptes, man schwieg plötzlich und sie waren wie versteinert. Ich sah voraus, daß man versuchen würde, zu entfliehen. Mich arglos stellend, stieß ich die offene Flügelthür wieder zu und blieb vor derselben stehen, um den Ausweg zu versperren. Es war gut vorbereitet.

— Nun, meine Königin, sagte ich in meinem ruhigsten Tone, Sie sind im Bette? Wie befinden Sie sich?

— Ein wenig besser, Madame. Sie sind unendlich gut! Aber, Viard, führen Sie doch die Marquise zu mir, stellen Sie ihr einen Sitz her, sie ermüdet sich, wenn sie so dasteht.

— Es ist unnütz, ich will nicht bleiben. Ich sehe, daß ich wohl gethan habe, zu kommen, denn diese Herren belästigen Sie in ihrem Eifer und ihrer zudringlichen Freundschaft. Eine Kranke bedarf der Ruhe, und ich rechne darauf, daß sie mir folgen werden.

— Aber Madame, stotterte sie.

— Mein Fräulein, ich sehe nicht, aber ich höre, und Sie wissen, daß ich vortreffliche Ohren habe und nicht ganz eine Cassandra bin. Man hat genug über mich gespottet.

Ich war im Zorn, in heftigem Zorn, so viel ist gewiß. Ich hatte an mich gehalten, aber jetzt konnte ich mich nicht länger mäßigen. Sie verstanden es.

— Mein Gott! Madame, sagte d'Alembert lachend, erzürnen wir uns nicht, ich bitte Sie. Sie nehmen eine unbedeutende Kleinigkeit als ernsthaft auf. Das Fräulein von Lespinasse hat Lust, in ihrem Zimmer zu bleiben; wir sind gekommen, eine Stunde bei ihr zuzubringen, ehe wir zu Ihnen gehen. Es ist kein Grund, sich deshalb zu erzürnen.

— Meinen Sie, Herr d'Alembert?

— Sie, die Sie so gut sind und so viel Geist haben!

— In diesem Falle gut zu sein, hieße dumm sein, und gerade weil ich Geist habe, will ich mich nicht länger zum Besten haben lassen. Das ist genug.

— Zum Besten haben lassen! Und von wem?

— Von dem Fräulein, von Ihnen, d'Alembert, von Ihnen allen, meine Herren, die Sie meine Schwäche mißbrauchen und mich in meinem Unglück beleidigen. Es ist eine Unwürdigkeit!

— Beruhigen Sie sich, Marquise, versetzte der Präsident; dies Alles ist nicht der Mühe werth, sich damit zu beschäftigen. Wenn Ihre Freunde bei dem Fräulein sind, so geschieht es nur in der Erwartung, daß Sie sichtbar werden, und Alle, so wie ich, wollten sogleich diese reizende Unterhaltung aufsuchen, die wir nicht entbehren können.

Ich erstickte vor Zorn; indessen hatte ich so viel Stärke, mir Gewalt anzuthun und dem Präsidenten in weniger zornigen Worten zu antworten, die er dennoch nicht mißverstehen konnte. Er kannte mich hinlänglich, um das Ungewitter vorher zu sehen, und um zu versuchen, es von ihm zu entfernen, was nicht leicht war, sagte ich:

— Da das Fräulein von Lespinasse leidend ist, meine Herren, so bitte ich Sie wiederholt, mir zu folgen. Sie werden ihre Krankheit vermehren, Sie werden ihr eine Anstrengung bereiten, wovon sie sich schwerlich erholen wird, und Sie werden sehr unglücklich darüber sein, da Sie sie so sehr lieben. Herr d'Alembert, Ihre Hand.

— Von ganzem Herzen, Madame.

Er wagte nicht, es mir abzuschlagen; aber sie sahen einander mit Augen voll Versprechungen an, und ich fühlte es. Eine Sache, die man sich nicht träumen läßt, ohne daß man sie erlebt hat, ist, daß die Blinden die Blicke der Anderen fühlen, wie die Frauen die Blicke ihrer Geliebten fühlen. Es giebt keine Frau, die dies nicht weiß.

D'Alembert und die Anderen folgten mir, außer Marmontel, der bei dem Dämchen blieb. Als wir in meinem Zimmer waren, war mein Entschluß schon gefaßt. Ich erinnerte mich plötzlich an alles Unrecht, welches Julie gegen mich begangen, an ihre Vernachlässigungen, an ihren Mangel an Fürsorge und an ihr Nichterscheinen; ich fühlte mich von ihr abgelöst, ich sah auch ein, daß sie mich nicht liebe, und daß sie nur bei mir blieb, weil sie ihre Rechnung bei mir fand und weil es ihren Gewohnheiten entsprach. Ich war bald entschieden.

— Meine Herren, sagte ich, da Sie so viel von dem Fräulein von Lespinasse halten, so müssen Sie sie von jetzt an anderswo aufsuchen.

— Wie, Madame! ist es denn möglich? rief der Präsident.

— Ja, mein Herr, und wenn Sie im geringsten mein Freund wären, würden Sie der Erste sein, mir diesen Rath zu geben.

— Im Namen des Himmels! Madame, denken Sie nach über das, was Sie thun wollen; ich kenne Sie, ich weiß, daß Sie unbeugsam sind, und daß Sie sich von

Ihrer ersten Regung fortziehen lassen, ohne je davon zurückzukommen. Aber hier handelt es sich um eine zehnjährige Freundin, um eine interessante und geliebte Person, die Sie in die äußerste Verlegenheit setzen werden, wenn Sie sie von sich entfernen. Ihr Herz möge überlegen, Madame, und die Entscheidung Ihres aufbrausenden Geistes zurückhalten.

— Ich bedarf keiner Rathschläge, Präsident, ich handle nach meinen eigenen Eindrücken und nicht nach denen Anderer. Das Fräulein von Lespinasse wird sich morgen früh von hier entfernen; ich will es, ich verstehe es so; ich verbiete ihr, wieder vor mir zu erscheinen. Sie können es ihr von mir verkündigen.

— Wir nehmen dieses Urtheil nicht ernstlich, Madame.

— Sie haben Unrecht, Herr d'Alembert, und ich will noch Eins hinzufügen, wovon ich auch nicht abgehen werde: die Freunde des Fräulein von Lespinasse sind von jetzt an meine Feinde; ich habe es beschlossen. Man muß wählen, und zwar auf der Stelle. Die, welche fortfahren, sie zu besuchen, werden mich nicht wiedersehen.

— Aber es ist eine Tyrannei ohne Beispiel! rief d'Alembert erbittert. Wenn Sie wegen einer Chimäre eine Waise von sich treiben wollen, wenn Sie barbarisch genug sind, sie fortzuschicken, während sie kein anderes Asyl hat, als Ihr Haus —

— Nun weiter, mein Herr — so hat sie das Ihrige!

Er sprach zwischen den Zähnen einige kräftige und wenig höfliche Worte aus; ich konnte nicht umhin, sie zu hören, doch stellte ich mich, als höre ich es nicht. Dann erfolgte der Ausbruch.

— Ei ja, Madame, es ist wahr, Sie irren sich nicht. Das Fräulein von Lespinasse hat das Haus der Glasersfrau, wie d'Alembert es vor ihr gefunden. Das Fräulein von Lespinasse ist das verstoßene Kind der Marquise von Albon und des Herzogs von Pecquigay, wie d'Alembert das verstoßene Kind der Gräfin von Tencin und des Herrn Destouches ist. Die armen Leute nehmen die Opfer der Ausschweifungen der großen Damen auf; es ist immer so und es bleibt Niemanden unbekannt.

Ich hörte diese Worte an und wurde blaß, denn ich sah ein, daß ich diesen Mann verlieren würde. Von dem Augenblick an, wo er sich entschloß, so mit mir zu reden, wollte er mich nicht wiedersehen.

— Mein Herr, antwortete ich, Sie verlassen mein Haus, Sie verlassen mich und die Meinigen.

— Sein Sie ruhig, Madame, ich werde nicht wieder kommen; aber indem ich Sie verlasse, darf ich eine Dame nicht beleidigen lassen, die mir theuer ist und die seit zehn Jahren alle Neigungen meines Herzens besitzt. Wir sagen Ihnen Lebewohl, und bei einem letzten Lebewohl verbirgt man seine Gedanken nicht.

Wir waren allein, Alle hatten sich entfernt, als sie sahen, daß die Erklärung eine so ernste Wendung nahm; ich bemerkte es und suchte sie zurückzuhalten. Der Prä-

sident blieb im Vorzimmer; er wollte mich nicht so verlassen, er konnte es nicht wagen.

Ich durfte also meinen Worten freien Lauf lassen, und ich that es ohne Bedenken. Er hörte meine Klagen mit Kaltblütigkeit an, er antwortete mir entschlossen, aber respectvoll; als der erste Augenblick der Aufregung vorüber war und ich von seinem Umgange mit dem Fräulein von Lespinasse sprach, gab er mir zu verstehen, daß ich nicht das Recht habe, mich strenge zu zeigen.

— Und übrigens, fügte er hinzu, ist das Fräulein von Lespinasse nicht meine Geliebte, sondern meine Freundin. Ich liebe sie freilich einzig und allein; indessen ist unser Gefühl ebenso rein, wie es tief ist, beschuldigen Sie sie nicht.

Ich dachte an Frau von Chaulans, aber ich dachte auch an den Bach, an die Wiese, an Alles, was ich wußte, und ich sah, daß man sich bis dahin vor mir verborgen hatte. Ich muß hinzufügen, daß der Philosoph seit der Zeit dieses Verhältniß der Welt immer als ein Muster der Tugend und Unschuld dargestellt hat; man rief es von den Dächern aus, glücklicherweise glaubte es Niemand.

— Sie sind sehr entschieden, d'Alembert, bedenken Sie, wir werden uns nicht wiedersehen.

— Wir werden uns nicht wiedersehen, Madame; erlauben Sie mir, Ihnen die Huldigung meines Respects därzubringen und Ihnen für Ihre Güte zu danken. Ich werde Sie nie vergessen.

Und ohne ein Wort hinzuzufügen, ging er hinaus.

Achtes Kapitel.

Diese Scene wurde in der ganzen Stadt bekannt und man sprach überall davon. Wie man leicht begreift, bereute das Fräulein von Lespinasse bald, mich in die Nothwendigkeit versetzt zu haben, sie wegzujagen. Sie ließ mich um eine Unterredung bitten; ich war sehr entschlossen, ihr dieselbe nicht zu gestatten. Sie bestand darauf, und ich ließ ihr antworten, ich würde später mit ihr reden.

Sie schrieb mir folgendes Billet:

„Sie haben mir einen Zeitpunkt festgesetzt, Madame, wo ich die Ehre haben soll, Sie zu sehen; diese Zeit scheint mir sehr lange, und ich würde sehr glücklich sein, wenn Sie sie abkürzen wollten. Es liegt mir nichts weiter am Herzen, als Ihre Güte zu verdienen; geneigen Sie mir dieselbe zu bewilligen und mir den theuersten Beweis davon zu geben, indem Sie mir die Erlaubniß gewähren, selber die Versicherung eines Respects und einer Anhänglichkeit zu erneuen, die nur mit meinem Leben enden werden, und mit welcher ich die Ehre habe zu sein u. s. w."

Wenn ich all das Unrecht begangen hätte, welches

man mir beigelegt, würde man nicht so an mich geschrieben haben. Ich antwortete:

„Ich kann nicht einwilligen, Sie so bald wiederzusehen, mein Fräulein; die Unterredung, die ich mit Ihnen hatte, und die unsere Trennung herbeigeführt hat, ist mir in diesem Augenblicke noch zu sehr gegenwärtig, ich würde nicht glauben können, daß es Gefühle der Freundschaft sind, die Sie zu dem Wunsche bestimmen, mich sprechen zu wollen; es ist unmöglich, diejenigen zu lieben, von welchen man weiß, daß man verachtet und verabscheut wird, von welchen die Eigenliebe beständig gedemüthigt und vernichtet wird; dies sind Ihre eigenen Ausdrücke, und die Folge der Eindrücke, die Sie seit langer Zeit von denjenigen empfangen, die Sie für Ihre wahren Freunde erklären.

„Sie können es in der That sein, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß sie Ihnen alle die Vortheile verschaffen, die Sie davon erwarten, Annehmlichkeit, Wohlstand, Achtung u. s. w. — Was würden Sie heute aus mir machen? Von welchem Nutzen könnte ich Ihnen noch sein? Meine Gegenwart wird Ihnen nicht angenehm sein. Sie wird nur dazu dienen, Sie an die erste Zeit unserer Bekanntschaft zu erinnern, an die Jahre, welche darauf gefolgt sind, und Alles ist nur gut zum Vergessen. Indessen, wenn Sie in der Folge dahin kommen sollten, sich mit Vergnügen daran zu erinnern, und wenn diese Erinnerung in Ihnen einige Gewissensbisse, einige Reue hervorbringen sollte, rühme ich mich keiner strengen und

entschlossenen Festigkeit, ich bin nicht gefühllos, ich erkenne die Wahrheit gut genug; eine aufrichtige Erwiederung könnte mich rühren und die Neigung und die Zärtlichkeit in mir erwecken, die ich für Sie empfunden habe. Aber inzwischen wollen wir bleiben, wie wir sind, und begnügen Sie sich mit den Wünschen, die ich für Ihr Glück ausspreche."

Das Fräulein von Lespinasse und ihre Vertheidiger hatten nicht verfehlt zu verbreiten, daß ich mich über sie beklagte, daß ich sie verabscheute und daß ich sie ohne Aufhören demüthigte. Diese Aeußerungen waren mir beständig wiederholt worden, und ich spielte in meiner Antwort darauf an. Die Philosophen hielten sich gut, mit Ausnahme Voltaires, der, indem er ihnen große Complimente machte, sich hinter ihrem Rücken über sie lustig machte und sie Schulfüchse nannte. Sie nahmen also Partei für ihren Collegen und sein Gestirn, sie zerrissen mich mit ihren Zähnen und die Sache verwickelte sich immer mehr, so daß wir endlich vermöge derjenigen, die uns aufregten, völlig Feinde wurden.

Frau von Luxembourg bläst nach ihrem Gefallen sehr gern bald kalt bald warm. Sie gab mir nicht Unrecht; aber um es aller Welt recht zu machen, schickte sie dem Fräulein von Lespinasse ein sehr hübsches Salonmöbel. Man hatte ihr in der Rue de Bellechasse eine kleine Wohnung gemiethet; sie hatten sich alle so gut für sie bemüht, daß sie ihr durch Herrn von Choiseul eine Pension verschafften und daß man sie vor Mangel schützte.

Ich habe nach dem Tode des Präsidenten als gewiß erfahren, daß es ihm eines schönen Morgens eingefallen war, seinen Ceremoniemantel anzulegen und um die Hand der Dulcinea anzuhalten. Glücklicherweise kam er in einem Augenblick, wo d'Alembert zugegen war; sonst würde sie ihn gewiß bei'm Worte genommen haben, denn sie schwärmte für die Ehe. Er besann sich und suchte in seinem Gedächtniß die Erinnerungen seiner Jugend.

— Mein Fräulein, sagte er, Sie haben eine große Ungerechtigkeit von einer Person erlitten, die mir sehr theuer ist; ich bitte Sie zu glauben, daß ich dieselbe nicht theile.

— Wir wissen es, Präsident, und der Beweis ist, daß Sie hier sind, und daß Madame Du-Deffand Sie in ihrem Leben nicht wieder sehen würde, wenn sie es ahnen könnte.

— Ich bitte um Verzeihung, sie würde mich wiedersehen. Madame Du-Deffand kann es ebenso wenig entbehren, mich zu quälen, wie ich, von ihr gequält zu werden. Auch komme ich, Ihnen ein Mittel vorzuschlagen, um Alles auszugleichen.

— Ein Mittel, um Alles auszugleichen, Präsident? wir erwarten es nicht mehr.

— Es ist unmöglich, daß das Fräulein von Lespinasse es nicht mehr erwarten sollte, da sie Madame Du-Deffand liebte; und wenn das Fräulein von Lespinasse einwilligen wollte, meine Frau zu werden, würde die Marquise sie von meiner Hand empfangen und —

— Es ist unnöthig, weiter zu gehen, mein Herr; das geht nicht an.

— Da heirathen Sie das Fräulein, mein lieber d'Alembert, und das ist nicht mehr als recht, da Sie sie seit zehn Jahren lieben.

— Das Fräulein will nicht geheirathet sein, versetzte der Philosoph, und ich weiß nicht, wie Sie auf diesen Einfall kommen.

Ich weiß es in der That selber nicht. Ein Mann von diesem Geist, von diesem Tact! ein Mann, der die Anderen um den Finger wickelt! Er hat zu Pont-de-Veyle gesagt, er habe keine Lust gehabt, angenommen zu werden, und er habe es nur gethan, um d'Alembert zu bewegen, dasselbe zu thun. Das ist ein einfältiger Grund, ich will lieber glauben, daß er wahnwitzig war.

Endlich wurde er mit Lobsprüchen und Erkenntlichkeitsbezeugungen, deren sich die Secte noch immer erinnert, abgewiesen.

D'Alembert wohnte in der Rue Michel-le-Comte bei seiner Glasersfrau, da denke man sich, welchen Weg er jeden Abend bis zur Rue Bellechasse zu machen hatte. Er legte ihn indessen doch zurück, und oft zweimal am Tage. Julie war sehr stolz auf dieses Gefühl, sehr stolz auf die Gesellschaft, die sich bei ihr versammelte und die bis zu ihrem Tode dorthin kam, ohne daß sie etwas that, um sie zurückzuhalten, da ihre Stellung sehr unsicher war.

Sie wurde die Vertraute der Madame Geoffrin und der Zauber ihrer Mittwochssoupers, wo man außer ihr keine Frau zuließ. — Ihr Geist verdiente wohl diese Auszeichnung, und dann wünschte es d'Alembert, so daß

sie nicht nur in ihrem Hause, sondern auch bei Anderen einen Hof hatte. So ging es weiter, bis ihr Beschützer an einem Faulfieber krank wurde, worüber sich Bouvart, sein Arzt, Anfangs sehr unruhig aussprach. Seine Wohnung bei der Glasersfrau bestand in einem sehr ungesunden kleinen Zimmer. Herr Watelet bot ihm auf der Stelle ein Bett und ein Zimmer in seinem Hôtel auf dem Boulevard du Temple an, und als man ihn dorthin gebracht hatte, nahm Julie als Krankenwärterin am Kopfende seines Bettes Platz, ohne sich darum zu kümmern, was man davon sprechen werde.

Was man davon sprach? Man fand es herrlich! Was jede Andere zu Grunde gerichtet hätte, erhob ihr Verdienst über die Häuser. Die Philosophen setzten die Trompete an und verkündeten ihren Ruhm aus allen Tonarten. Man verglich sie mit den erhabensten Tugenden, man sagte, sie trete die Vorurtheile unter die Füße und gehorche der Natur, indem sie vor dem Angesichte der Welt für ihren Freund sorge.

— Es ist ein erhabenes Mädchen! riefen besonders Laharpe und Marmontel.

Voltaire schrieb an d'Argental, dies wäre sehr rührend und d'Alembert wäre sehr glücklich, und würde sich jetzt im Ernst für den Sohn der Frau von Tencin halten, da er die Gesellschafterin der Madame Du-Deffand als Krankenwärterin habe. Er allein hatte Verstand unter der ganzen Herde.

Endlich genas er, aber sich zu trennen und zu der

Glasersfrau zurückzukehren, dazu war keine Aussicht, man nahm also ein anderes Logis, wo sie Beide wohnen konnten, und sie verkündeten der Stadt und der Welt, daß sie einander nicht mehr verlassen würden.

Dies wurde wieder unbestritten angenommen. Sie empfingen Besuche, sie gingen überall zusammen hin; jedesmal, wenn sie erschienen, geriethen die Philosophen in Verzückung, man hätte sie gern angebetet wegen ihrer Tugend und wegen ihrer Natürlichkeit.

Aber dies genügte Julien nicht. Ihre glühende Seele, ihre flammende Einbildungskraft fanden keine genügende Weide in den philosophischen Unterhaltungen, noch selbst der bezaubernde Geist d'Alembert's; seine Heiterkeit unterhielt sie ohne Zweifel, sie lachte über seine drolligen Einfälle, die aus dem Munde eines solchen Mannes doppelt drollig waren. Indessen fühlte sie sich nicht glücklich und die wahre Liebe fehlte ihrem Leben.

Eines Tages lernte sie zufällig bei Madame Boufflers einen der bezauberndsten und talentvollsten Männer auf der Welt, den Herrn von Mora, den Sohn des spanischen Gesandten Fuentes kennen. Alle Frauen verehrten ihn und liefen ihm nach; er hatte ein Gesicht und einen Wuchs wie Apollo, einen hohen Geist, Verdienst und Talente.

Sie verfehlte nicht, sich in ihn zu verlieben und es ihm zu erkennen zu geben; er hatte sie Anfangs nicht einmal bemerkt, da ihre Schönheit nichts Auffallendes hatte, im Gegentheil. Sie ordnete es so an, daß sie gehört

werden mußte, und von dem Augenblick war ihr Triumph gewiß. Der junge Spanier hatte keinen wirklicheren Zauber gefunden, als den dieses seltsamen Mädchens; in einer Abendgesellschaft verliebte er sich so in sie, daß er den Kopf verlor, und als sie am Abende nach Hause zurückkehrte, führte er sie in seiner Kutsche dorthin, setzte sie an ihrer Thür ab und bat sie, ihm zu erlauben, sie besuchen zu dürfen.

— Sie müssen mit Herrn d'Alembert sprechen, versetzte sie, ich empfange Niemand, mein Herr, ohne ihn darum befragt zu haben; nicht als ob er mich genire, aber ich bin es ihm schuldig.

— Was ist er denn für Sie, mein Fräulein? Ist es nicht unbescheiden, darnach zu fragen?

— Durchaus nicht, mein Herr, und alle die, welche uns kennen, werden es Ihnen sagen, er ist mein Freund.

— Und für einen Freund wenden Sie seltsame Vorsichtsmaßregeln an.

— Wir werden uns bei Frau von Boufflers wieder treffen und dann weiter darüber sprechen; erlauben Sie jetzt, daß ich Sie verlasse.

Von diesem Tage an wurde der junge Marquis von Mora immer leidenschaftlicher. Er war viele Jahre jünger, als Julie, die damals in ihr vierunddreißigstes Jahr eintrat. Es war eine romanhafte Liebe, wie dies zwischen ihnen nicht anders sein konnte.

Der arme d'Alembert ließ es sich nicht träumen. Als er die Laune der Schönen sich ändern sah, als er

demüthig ihre Launen und selbst ihren Zorn ertrug, fragte er sich und die Anderen, was er gethan, um dies Alles zu verdienen.

— Ich, der ich sie so sehr liebe! rief er laut.

Sie machte ihn wahrhaft unglücklich. Er unterwarf sich wie gewöhnlich; die Glasersfrau empörte sich darüber, sie wollte Rechenschaft verlangen für ihren Pflegesohn.

— Mein Gott! was findet er denn so Schönes an dieser Blatternarbigen, wegen welcher er mich verlassen hat, und die ihn jetzt so quält? Ich will mit dieser Schönen reden und sie soll mich anhören!

Sie ging in der That geradenwegs zum Fräulein von Lespinasse und machte ihr bittere Vorwürfe, ja sie warf ihr sogar vor, daß sie ihr Kind von seinen Studien entführt habe und daß er, seitdem er sie kenne, nichts Gutes mehr thue, was übrigens nicht mit der Wahrheit übereinstimmte.

Julie entschuldigte sich so gut sie konnte und gab alle möglichen Gründe, nur nicht den wahren an. Während dieser Zeit setzte Herr von Mora seine Bewerbung fort und machte, wie man leicht glauben wird, schnelle Fortschritte. Sie gab sich, wie es ihrem Charakter entsprach, ihrer Leidenschaft hin. Das Auffallendste war, daß er noch weiter ging als sie, und sogar so einfältig war, zu versprechen, sie zu heirathen. Es liegt in der Natur, die Dinge viel weniger zu schätzen, wenn man überzeugt ist, sie zu haben, auch prunkte das Fräulein von Lespinasse, als sie den Herrn von Mora zu diesem

Zustande der Sclaverei gebracht sah, mehr damit vor den Augen der Anderen und war im Grunde viel weniger leidenschaftlich. Man könnte eine Betrachtung von tausend Seiten über diese Liebesverhältnisse anstellen, unglücklicherweise habe ich nicht Zeit dazu und ich muß Vieles abkürzen, sonst würden diese Denkwürdigkeiten so lang werden, wie die Encyclopädie.

Die Familie des Herrn von Mora erfuhr diese Bekanntschaft, und da sie die Absicht hatte, ihn ganz anders zu verheirathen, so rief sie ihn zurück. Sein und Juliens Geschrei ertönte überall, außer bei d'Alembert, man hatte die Rücksicht, es ihm zu ersparen, was mich wundert.

— Ich werde zurückkehren, meine schöne Freundin, sagte der Marquis, und nichts soll mich von Ihnen trennen. Ich werde mit meinen Eltern von mir selber reden und ihnen sagen, was Sie sind, und sie werden sich meinem Glück nicht mehr widersetzen. Für's Erste ist es völlig gewiß, daß ich fern von Ihnen sterben würde, wenn sie nicht meinen Tod wollen.

Der Gesundheitszustand dieses jungen talentvollen Mannes war sehr geschwächt, und die Natur hatte ihm nur dieses verweigert.

Er wurde von einer schrecklichen erblichen Brustkrankheit ergriffen, die niemals verschont, besonders wenn sie mit einem großen Kummer vereint ist.

Die letzten Augenblicke, die er bei seinem Idol hinbrachte, wurden zu einer langen Betrachtung angewendet.

Er blieb Stunden lang vor ihr stehen, und wenn sie zuweilen nach der Ursache fragte, entgegnete er:

— Ich will den kleinsten Zug Ihres Gesichts in mein Gedächtniß eingraben, damit ich Sie immer sehen kann und Ihr Bild vollkommen ist, wenn ich nicht mehr da bin.

Endlich reiste er ab; jetzt erreichte Juliens Leidenschaft ihre größte Heftigkeit. Noch an demselben Abend ließ sie d'Alembert zu sich rufen und vertraute ihm mit großem Pathos an, daß sie Herrn von Mora sehr liebe und daß Herr von Mora aus Liebe zu ihr sterbe.

— Mein Gott! sagte der arme Philosoph ganz erschrocken, da werden Sie ihn wohl viel mehr lieben, als mich, nicht wahr?

— Nein, nicht auf dieselbe Weise, das wissen Sie wohl, aber ich habe großes Mitleiden mit diesem jungen Manne, denn ich tödte ihn. Er muß mir jeden Tag schreiben, sorgen Sie dafür, daß ich den Brief ohne Verzug bekomme, wenn die Mittagspost ankommt. Diese Briefe sind mir nur zu kostbar. Sie versprechen es mir, nicht wahr?

— Ich verspreche es Ihnen.

Und der arme Mann, voll Vertrauen auf eine Tugend und eine Zärtlichkeit, die er nicht zu argwöhnen gewagt, ging selber dem Briefträger entgegen. Wenn ein Brief da war, und er blieb nie aus, stieg er ganz freudig zu dem Fräulein von Lespinasse hinauf und überreichte ihr denselben, ohne auch nur das Siegel anzu-

sehen. Er wartete, bis sie ihn gelesen hatte, und fragte dann:

— Sind Sie zufrieden?

Zuweilen ließ sie sich herab, mit ja zu antworten; zuweilen erhielt er eine grobe Abfertigung.

Dies Alles dauerte über ein Jahr.

Die Liebe des Marquis ließ nicht nach, aber sein Gesundheitszustand verschlimmerte sich jeden Tag, er verzehrte sich in der Ferne von seiner lieben Julie. Diese litt fast an demselben Uebel und schwand zusehens dahin. Diese feurige Seele konnte in einem Körper nicht ausdauern, wenn sie nicht darin brannte.

Eines Tages schrieb der Marquis, seine Eltern wollten ihn verheirathen, und wenn man ihn dieser Tyrannei nicht entziehe, würde er sich erschießen. Als Julie diese Erklärung erhielt, quälte sie ihren Geist, das geforderte Mittel zu finden. Dies war nicht leicht. Man kannte ihre Herrschsucht und man bekämpfte sie auf alle Weise. Dennoch fand sie eine List, und wieder war es d'Alembert, der darin die Hauptrolle spielen mußte.

— Mein Freund, sagte sie zu ihm, Herr von Mora stirbt. Seine von ihren Vorurtheilen verblendete Familie will es nicht bemerken. Es giebt nur ein einziges Mittel, ihn zu retten, nämlich ihn zurückkommen zu lassen. Sie allein können uns diesen Dienst erweisen. Gehen Sie, Lorry aufzusuchen, er ist Ihr Freund und verweigert Ihnen nichts. Frau von Fuentes wird an ihn schreiben und ihn wegen der Gesundheit ihres Sohnes

befragen. Bitten Sie ihn dringend, anzuordnen, daß man den Kranken zu ihm bringe, und zu erklären, daß ihm das spanische Klima durchaus nicht zusage und daß er ihm in so weiter Ferne nicht nützen könne. Lorry wird es Ihnen nicht abschlagen.

— Ich weiß nicht, meine Freundin, es ist eine schwere Verantwortlichkeit.

— Sie ist noch schwerer, wenn Sie diesen Unglücklichen umkommen lassen; Sie haben sich seinen Tod vorzuwerfen, und ich werde Ihnen denselben nicht verzeihen.

— Nun gut, ich werde gehen.

Er ging zu ihm. Lorry hörte ihn schweigend an, dann fragte er ihn nach einigem Zaudern, ob das Fräulein von Lespinasse ihn zu ihm schicke.

— Sie selber.

— Und Sie bestehen darauf, daß ich diesen Rath ertheile?

— Ich bestehe ausdrücklich darauf.

— Dann, mein armer d'Alembert, werde ich ihn geben.

Er gab ihn; der Brief kam in Spanien an; von den Bitten des Kranken unterstützt, erklärte er selber seinen Eltern, sie hätten über sein Leben zu entscheiden, und wenn er das Fräulein von Lespinasse nicht wieder sehe, würde er in einem Monat nicht mehr am Leben sein.

Man ließ ihn abreisen, er war seinem Ende nahe, er wollte sich dennoch auf den Weg machen; man gab ihm eine zahlreiche Begleitung mit und auch einen Pfu-

scher von Arzt, wie es deren in Spanien giebt, die so hübsch ihre Patienten tödten. Herr von Mora reiste in sehr kurzen Tagereisen und hielt an, wenn er sich ermüdet fühlte, und das war oft bei ihm der Fall.

Im Hafen von Bodeaux angekommen, fand er sich außer Stande, weiter zu reisen, und schrieb seiner Infantin, er wolle sich einige Wochen ausruhen. Man kann sich nichts Glühenderes vorstellen, als diese Briefe eines jungen Mannes, der täglich mehr und mehr dahinschwand, wenn nicht die Briefe Juliens selber. Diese Correspondenz zündete fast das Papier an. Auch sollte das Fräulein noch später ein wenig glühender schreiben.

Ungeachtet der Sorgfalt, die man ihm zuwendete, und ungeachtet der Gewißheit, seine geliebte Göttin am Ende der Reise wieder zu sehen, unterlag Herr von Mora in Bordeaux. Er ließ sich nicht träumen, auf welche Art er beweint wurde, noch auch, was während dieser Zeit in Paris geschah.

Neuntes Kapitel.

Es befand sich damals in der pariser Gesellschaft ein gewisser Marquis von Guibert, ein noch junger Mann von guter Geburt, von ziemlich verbreiteter Bekanntschaft, dabei aber außerordentlich einfältig und von sich selber eingenommen, der sich für vollkommen hielt, es sich von seinen Schmeichlern sagen ließ und es auch gern selber sagte, wenn sich die Gelegenheit dazu zeigte.

Er hatte sich in die Gesellschaft der Philosophen eingedrängt, deren Lehrsätzen er anzuhängen vorgab und die, seine mittelmäßigen Talente nicht fürchtend, ihn wegen des Namens, den er führte, gern als Schild und Muster aufstellten.

Dieser Herr schrieb zu gleicher Zeit Tragödien und Abhandlungen über die militärische Taktik; er war zugleich Krieger und Dichter. Er sagte bei jeder Veranlassung Verse her und sprach sehr stark von seinen Heldenthaten. Dieser Mann war ein Pedant, ein Prahler und ein Geck, drei Eigenschaften, die schon einzeln einen Mann unerträglich machen. Julie beurtheilte ihn nicht, wie ich.

Sie traf ihn bei Frau von Choiseul in dem Augen-

blick, als Herr von Mora im Sterben lag, und wo sie einen Schmerz zur Schau trug, den man in der Welt ihren Gewissensbissen zuschrieb. Man war so sehr geneigt, Alles an ihr zu entschuldigen, daß man ihr dies selbst zur Ehre anrechnete, und die gewöhnliche Redensart war:

— Dieses arme Fräulein von Lespinasse ist in Verzweiflung. Herr von Mora stirbt an der Strenge, die sie gegen ihn angewendet. Sie kann es sich nicht verzeihen und ist in Verzweiflung. Wie delicat und schön!

Die Spröden waren es, die so sprachen. Die Philosophen schwiegen aus Rücksicht für d'Alembert, ihren Gott, und um nicht vor ganz Frankreich einzugestehen, daß er geprellt sei.

Herr von Guibert gerieth wie die Anderen in Begeisterung über diesen erhabenen Schmerz und sprach beiseit Redensarten darüber aus, wovon die Heldin geblendet wurde. Sie begann ihn über die Maßen zu loben, denn er bezauberte sie, um Alles in einem Worte zu sagen, er bezauberte sie in dem Grade, daß sie dieses vollkommene Geschöpf vergaß, dessen Tod sie verursachte.

Von diesem Augenblick an theilte sich ihr Herz zwischen ihrer Reue und ihren Hoffnungen. Guibert trat eine militärische und literarische Reise nach Preußen an, er sollte sogar nach Rußland gehen, aber reiste nicht ab, ohne mit dieser flatterhaften Person Geständnisse und Gelübde ausgetauscht und ohne von ihr das Versprechen erhalten zu haben, daß sie ihm oft schreiben wolle.

Sie hatte ihm ihren Schmerz anvertraut, er kannte die wahre Ursache desselben und wußte um ihren Umgang mit Herrn von Mora. Sie hatte zu ihm gesagt:

— Er stirbt, und wenn er nicht mehr ist, werde ich sterben.

Er wollte ihr Leben erhalten, er schwur ihr, er liebe sie ebenso sehr, wie sie geliebt worden sei, und er wolle ihr Alles wiedergeben, was sie verloren habe.

— Ja, antwortete sie, ich liebe, um zu leben, und ich lebe, um zu lieben.

— So leben Sie denn und lieben mich.

Sie ließ sich überreden, sie nahm diesen neuen Antrag der zärtlichen Neigung an und die Correspondenz begann. So hatte sie also ihr Herz in drei Theile getheilt.

D'Alembert in Paris, den man täuschen mußte, was leicht genug war.

Der arme Mora, welcher im Sterben lag, und dem man schrieb, daß man ihm folgen wolle, wenn er sterbe, oder daß man allein für ihn leben wolle, wenn er seine Leiden überwinde.

Endlich der herrliche Guibert, der plötzlich in diese Komödie eingetreten war, der Anfangs Complimente und Schmeicheleien und dann die Gewißheit verlangte, daß er diese Trostlose wieder auferweckt habe.

Dies geschah mit dem Talent und der Geschicklichkeit einer Frau, welche Romane anspinnt, seitdem sie auf der Welt ist.

Herr von Mora starb und Guibert kehrte zurück. Dieser Sieger nahm, um sie vollständig zu trösten, den Platz des Verstorbenen ein und wurde aus Herablassung ihr Liebhaber.

Sie dagegen ging mit einem Zuge und einer Leidenschaft auf diese Neigung ein, welche ihre früheren Neigungen bei weitem übertrafen. Sie liebte diesen neuen Liebhaber mit einer Leidenschaft, die viel lebhafter und übertriebener war, als die vorhergehenden.

Was ihn betraf, er trieb auf alle Weise sein Spiel mit ihr. Er begann damit, ihr ein unbedingtes Geheimniß anzuempfehlen und sich laut für d'Alembert's vertrauten Freund und Schüler zu erklären. Er war ihr sich selber gegenüber aus Eigenliebe zugethan, nicht aber der Welt gegenüber. Die intelligenten Lobsprüche dieses auserwählten Geistes gefielen ihr außerordentlich, und er konnte sich nicht entschließen, sie zu verlieren.

In Folge dessen widmete er ihr alle zwei oder drei Tage eine Viertelstunde; aber er mußte jeden Morgen einen Brief haben, worin sie ihm wiederholte, daß er das erste Genie des Zeitalters sei und daß „der Connetable,“ eine schlechte Tragödie, die er geschrieben, ein Meisterstück sei.

D'Alembert mußte auch hierin dienen: er verkündete die Verdienste seines Nebenbuhlers, erklärte, er stehe wenigstens Voltaire gleich, und versicherte, nach der Anweisung seiner Freundin, daß er der gelehrteste, tapferste,

höchste und poesiereichste von allen Cavalieren des Königsreichs sei.

Aber wenn er dies hingenommen hatte, überließ sich Guibert wenig dieser unsinnigen Liebe, die er dem armen Mädchen eingeflößt hatte.

Er hatte zugleich mit ihr zwei oder drei Geliebten, die er ihr nicht verbarg, und heirathete endlich ein junges Fräulein, die er so sehr liebte, wie es ihm zu lieben möglich war. Julie haßte ihn Anfangs, dann verzieh sie ihm und verehrte ihn noch lebhafter. Es ging in ihrem Herzen ein Kampf des Bedauerns, der Reue, der Verzweiflung und der streitenden Wünsche vor, der endlich die Unglückliche tödtete. Die menschliche Natur hat nicht Stärke genug, mehr zu ertragen.

Als Guibert sie getödtet hatte, prahlte er mit diesem Tode. In seinem schwülstigen und aufgeblasenen Styl hielt er eine Lobrede auf das Fräulein von Lespinasse, unter dem Namen Eliza, worin er Alles erzählte, was man nicht von ihm wissen wollte. Er erheuchelte einen Schmerz, erinnerte an den des Herrn von Lauzun für Mademoiselle; nur war es nicht derselbe Fall.

Der unglückliche d'Alembert wurde durch diesen Tod aufgeklärt und trostlos. Sie hatte ein Testament gemacht, welches Niemand verstand. D'Alembert war ihr Testamentsvollstrecker, er sollte alle Vermächtnisse austheilen und diesem und jener zustellen, was ihnen zukam. Sie versiegelte ihre Papiere nicht und befahl ihm, die Uebersicht und Vertheilung davon zu machen. Ach, sie hatte

ihre Correspondenzen nicht verbrannt, und er erkannte daraus, daß sie ihn seit zehn Jahren getäuscht, daß sie vor seinen Augen nacheinander zwei Liebhaber gehabt, und daß er nichts davon gesehen.

Nie wurde ein Philosoph so hintergangen!

Er verbarg es nicht. In dieser Secte verbirgt man nichts. Er schrieb es nieder, damit man keinen Zweifel deshalb hege. Er zog sich in seine Wohnung im Louvre zurück und sein Charakter veränderte sich gänzlich. Er dachte nur an sie, seine Heiterkeit war entflohen und er war nur noch der Schatten seiner selbst. Als man ihn an Juliens Unrecht erinnerte und an die Augenblicke des Kummers, die sie ihm verursacht hatte, antwortete er:

— Ja, sie war verändert, aber ich war es nicht; sie lebte nicht mehr für mich, aber ich lebte immer für sie. Seitdem sie nicht mehr ist, weiß ich nicht mehr, warum ich lebe. Ach! ich habe jetzt noch manchen bitteren Augenblick zu verleben, den man bei ihr so leicht vergaß! Was bleibt mir jetzt übrig? Wenn ich jetzt nach Hause zurückkehre, werde ich anstatt ihrer nur ihren Schatten finden. Diese Wohnung im Louvre ist an sich schon ein Grab, in welches ich nur mit Schrecken eintrete.

So weit hatte die Liebe einen ausgezeichneten Mann, einen Philosophen ersten Ranges gebracht. Man brachte mir ein Portrait d'Alembert's, welches er dieser Unmenschlichen geschenkt, unter welchem die beiden Verse standen:

O sprich, wenn dieses Bild Du siehst, von Allen,
Die ich geliebt, wer liebte mich wie er?

— Ach! sagte er weiter, Niemand hört mich und wird mich mehr hören!

Man kann sagen, daß er nach dieser Zeit nur vegetirte und nie wieder wurde, was er ehemals gewesen war.

Ich habe bemerkt, und Viele haben es ohne Zweifel bemerkt, wie ich, daß die Liebe rückwärts geht und nicht dahin führt, wohin sie führen sollte. So sehe man diese Kette: da ist dieser reizende Herr von Mora, der das Fräulein von Lespinasse verehrte; diese liebte ihn nur halb oder täuschte ihn wenigstens bitter wegen Guibert's, der sie gar nicht liebte.

Da ist d'Alembert, der Heiterkeit, Gesundheit und Geist wegen dieses Mädchens verliert, die ihn getäuscht hatte und ihn zum Gespött der Welt machte. Ich wette, wenn sie redlich gewesen wäre, würde er sie wenigstens drei Monate beweint und sich sehr schnell getröstet haben. Das beste Mittel, geliebt zu werden, ist, die Leute zu quälen und sie unglücklich zu machen. Dann beschäftigen sie sich ohne Aufhören und unwillkürlich mit uns und wissen nicht mehr, was sie an die Stelle setzen sollen, wenn sie uns verloren haben. In dieser Welt ist Alles Gewohnheit, die Liebe, die Freude, der Schmerz, das Wohlsein, selbst das Elend; wie könnten sonst die, welche immer leiden, ihre Leiden ertragen?

Es handelt sich also darum, gute Gewohnheiten Anderen anzueignen oder selbst anzunehmen, das ist Alles.

Seit dem Tode des Fräulein von Lespinasse hat man mir ein Wort sehr zum Vorwurf gemacht, welches

ich ausgesprochen habe, und welches ich nicht bereue; es ist der Ausdruck meiner Gedanken.

„Ach!“ rief ich aus, „sie hätte zehn Jahre früher sterben sollen; ich würde dann d'Alembert nicht verloren haben!“

Es ist gewiß, daß ich d'Alembert bedauerte, dem ich keine Vorwürfe zu machen hatte, und daß ich eine Undankbare nicht bedauerte, die mir alle möglichen Beweise gegeben, daß sie mich nicht liebte. Wenn d'Alembert mich verlassen hatte, so war es für sie und um ihretwillen, ich konnte also nicht auf ihn böse sein, sondern nur auf sie.

Man hat mir einen Ruf des Egoismus und der Gleichgültigkeit beigelegt, indem man mich mit diesem so leidenschaftlichen und so allgemein beliebten Fräulein verglich. Es ist gewiß, daß wir einander nicht glichen. Indem ich diese Geschichte lese, bemerke ich, daß ich gegen Ende strenger gegen sie geworden bin. Das ist ganz einfach, weil ich mich an ihre Beleidigungen erinnerte. Zu Anfang sah ich nur die guten Seiten ihres Charakters in ihren Beziehungen zu den Anderen. Man muß auch zugestehen, daß der Anfang Besseres versprach.

Zehntes Kapitel.

Um von etwas Anderem zu reden, bekomme ich den Einfall, einige untergeordnete Personen jener Zeit zu erwähnen, die in dieser magischen Laterne erschienen und dann verschwunden sind, aber über welche noch nicht Alles gesagt worden ist. Ich habe sie gekannt und die Welt hat von ihnen reden hören. Ich urtheile nicht nach ihren Reden, ich hege oft das entgegengesetzte Urtheil von dem, was sie sagt. Sie ist so voll Lügen und Bosheit!

Wir hatten zuweilen Soupers bei La Popelinière. Ich ging selten dorthin. Ich liebe diese Leute nicht, und es hatte Alles, ungeachtet des Goldes und der Diamanten, ein sehr bürgerliches Ansehen.

Die Frau war die Tochter der Daucourt, einer ziemlich mittelmäßigen Schauspielerin. Er hatte sich ihre Liebe erworben und Alles von ihr erlangt, ohne die Absicht zu haben, weiter zu gehen, obgleich er es versprochen hatte. Die Schöne ging zur Frau von Tencin, die sich in Alles mischte, und theilte ihr ihren Kummer mit. Diese versprach ihr, ihre Sache zu führen, und daß er sie heirathen solle.

Der Termin zur Erneuerung der Pachtungen war

nahe. Frau von Tencin instruirte den Cardinal von Fleury, und dieser erklärte La Popelinière, er würde ihm seinen Pachtcontract nicht erneuern, wenn er nicht das Fräulein Daucourt heirathe. Er konnte nicht umhin, und es brachte ihm nicht viel Glück, wie man weiß. Seine Soupers erlangten eine verdiente Berühmtheit; er hatte nicht nur den besten Koch jener Zeit, sondern er vereinte auch die berühmtesten Künstler mit den Personen vom Hofe, die zu ihm kommen wollten. Wir sahen dort den großen Musiker Rameau, den geschickten Pastellmaler La-tour, der nur in der Politik Ansprüche machte; den großen Mechaniker Vaucansou, Carle Valoo und seine Frau, eine der bewundernswürdigsten Tonkünstlerinnen, die ich ge-hört; Marivaux, der immer dem Geist nachlief, der ihn aber nur mit seiner Feder erhaschte, und Helvetius, der damals noch unbekannt war. Man unterhielt sich gut, aber plötzlich kam eine Ehestandsscene in die Quere, und man wußte nicht mehr, was man sagen sollte.

La Popelinière war eifersüchtig, seine Frau war hübsch, coquett und noch mehr, als das. Unter ihren Liebhabern war einer, der sie zu Grunde richtete, und dies war der, welcher sich am wenigsten darum küm-merte, nämlich der Herzog von Richelieu. Alle Welt weiß das Abenteuer von dem Drehkamin, welches den Rosen-topf zeigte. Der Marschall von Lowendhal, der Mar-schall von Sachsen, alle die großen Häupter wollten sie aussöhnen, nämlich den Mann und die Frau, aber es ge-lang ihnen nicht. La Popelinière hielt sich gut, seine

Frau wurde mit einer Pension von zwanzigtausend Livres weggejagt, und von dem Augenblicke an fand sie keinen Freund mehr. Die Welt, die ihr so sehr geschmeichelt hatte, drückte sie zu Boden, sie versank in ein Unglück und eine Schwermuth ohne Gleichen. Herr von Richelieu sah sie von Zeit zu Zeit, was ihn nicht verhinderte, ihre Delicatesse zu preisen. Der Zufall führte mich eines Tages in ihre Nähe, ohne sie zu erkennen.

Frau von Rochefort und ich suchten in Chaillot für eine bejahrte Verwandte der Gräfin ein Landhaus und wir gingen in alle, die zu vermiethen waren. Man zeigte uns eins, dessen Bewohnerin dem Tode nahe sei, welches man aber dennoch sehen könne.

Wir traten ein und sahen Alles an; es war anständig. Man führte uns in das Schlafzimmer; wir traten aus Rücksicht zurück, als eine Stimme mich aus der Tiefe des Alkovens bei'm Namen rief. Ich wendete mich um.

— Gehen Sie nicht fort, ohne mit mir zu reden, Madame; ich habe nicht lange mehr zu leben und fühle mich glücklich, eine alte Bekannte bei mir zu sehen, da mich sonst Niemand besucht.

Ich trat näher.

— Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Madame, sagte ich, Sie irren sich. Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.

— Sie lächelte traurig.

— Ich bin Frau von La Popelinière, Madame; Sie werden es sich nicht vorstellen können.

In der That, diese junge, hübsche Frau war schrecklich anzusehen. Eine ätzende Feuchtigkeit zerfraß ihr Gesicht, sie litt eine entsetzliche Qual und hauchte einen unerträglichen Geruch aus; ich wich unwillkürlich zurück. Frau von Rochefort machte sich davon.

— Es ist eine große Lehre, Madame, fügte sie hinzu; Ihre Freunde, die Philosophen, werden Ihnen keine bessere geben.

Ich wollte ein wenig hinausgehen, um sie nicht zu betrüben; sie war mir unendlich dankbar dafür und entgegnete, als ich ihr Lebewohl sagte:

— Wenn Sie dieses Haus wollen, dürfen Sie nicht lange warten, ich werde bald von meinen Leiden erlöst sein. Es ist angenehm und bequem, der Garten ist reizend, ich wohne fast seit zwei Jahren, seitdem ich krank bin, allein hier, wohl verstanden, ganz allein. Ich hätte gern Herrn von La Popelinière vor meinem Tode wieder gesehen, aber er hat sich geweigert. Gott allein verzeiht dem Reuigen, die Menschen niemals.

Ich verließ sie ganz durchdrungen von dem, was ich gesehen hatte, und ich konnte nachher nicht zu ihrem Manne, zu seinen Soupers, zu seinen so glänzenden Festlichkeiten gehen, ohne das Bild der Leiden dieser Unglücklichen in ihrer Verlassenheit vor meinen Augen zu haben.

Dieses Haus war vom Morgen bis zum Abend mit Leuten aller Classen angefüllt. Er gab Schauspiele, er

hatte ein Theater, man sang hier Opern, man spielte Komödien nach seinem Geschmack. Ich erinnere mich eines Tages, wo man eine spielte, die so leichtfertig war, daß viele Frauen nahe daran waren, den Saal zu verlassen.

Es war in seinem Hause zu Passy. Ich befand mich an der Seite des Baron von Kaunitz, Gesandten der Kaiserin von Oesterreich. Wir lachten sehr darüber, nicht über die Kaiserin, sondern über das Stück.

— Madame, sagte er zu mir, es scheint, Sie wollen nicht fortgehen?

— Nein, mein Herr, ich gehöre nicht zu denen, die sich vor ihrem Schatten fürchten, ich sehe ihn wohl vorübergehen.

Dieser Ausspruch brachte ihn zum Lachen; er liebte das Geistreiche; dieser Deutsche war ein angenehmes Original und er verdient wohl einige Zeilen der Erwähnung.

Er hatte das Wesen und die Gewohnheiten eines stutzerhaften Abbé, ausgenommen in der Politik. Er brachte sein Leben vor seinem Spiegel zu, sich zu betrachten und sich die Schnauze zu reiben, nach Art Catheau's und Madelon's. Er frisirte, er schmückte sich, er hatte eine Sammlung von Pomaden, von Fetten und Oelen jeder Art. Man kam zu ihm, um sich von den ernstesten Angelegenheiten Europa's zu unterhalten; er empfing die Leute mit einem Eiergelb über sein Gesicht ausgebreitet, um sich vor dem Sonnenbrand zu schützen, und zwar so ernsthaft, daß man nicht darüber lachen konnte und daß man sich fragte, ob dies wirklich wahr sei.

Sein Haus wurde wegen seines Luxus genannt, so wie seine Tafel, seine Weine und seine Festins. Er ging fast nie zu Hofe und fast nie in die großen Gesellschaften; er sah nut Bürgerinnen und Theatermädchen. Als man eine Bemerkung darüber machte, antwortete er sehr leichtfertig:

— Ich bin aus zwei Ursachen hier: die Angelegenheiten meines Souverains zu besorgen und zu meinem Vergnügen. Es scheint mir, als ob ich die Angelegenheiten der Kaiserin auf eine Weise besorge, um sie zufrieden zu stellen. Was meine Vergnügungen betrifft, so habe ich Niemand deshalb um Rath zu fragen. Ich sehe, wen ich will, die großen Damen langweilen mich, sie verstehen nur Lhombre und Carvagnol zu spielen. Ich habe mich nur um zwei Personen zu kümmern, um den König und seine Maitresse; ich stehe gut mit ihnen, das Uebrige kümmert mich nicht und beunruhigt mich nicht.

Wir sahen dort auch den Lord Albemarle, den englischen Gesandten, und seine Maitresse, die schöne Lolotte, die wir später als Gräfin von Herouville gekannt haben. Dies ist auch eine drollige Geschichte.

Lolotte war Fräulein Gaucher; sie kannte Lord Albemarle und sie liebten sich. Er war es, der jenes so oft wiederholte Wort zu ihr sagte, als sie gerade einen Stern ansah:

— Sieh ihn nicht so an, meine Liebe, denn ich kann ihn Dir nicht geben.

Lolotte besaß eine ausgezeichnete und reizende Schön=

heit; sie gefiel überall und man bemerkte sie selbst in den Theatern, wo ihre Schönheit Aufsehen machte. Lord Albemarle starb und ließ sie im Wohlstande zurück; sie war in Verzweiflung darüber, faßte aber Muth bei der Zuneigung ihrer Freunde, die ihr alle treu blieben. Ihre Gesundheit hatte aber von diesem heftigen Schlage gelitten. Man schickte sie nach Bareges, und als sie durch Montauban kam, wurde sie dort von dem Grafen von Herouville, Commandanten der Stadt, empfangen. Er hatte einen hohen Respect und eine lebhafte Neigung für sie gefaßt.

Kaum war sie in Paris angekommen, als sie einen Brief von ihm erhielt, worin er ihr sagte, daß er und alle seine Leute vergiftet wären, und daß er nur zu ihr Zutrauen habe, und sie beschwor, sogleich abzureisen und einen Arzt mitzubringen.

Sie zauderte nicht und that es sogleich. Er war der glücklichste Mensch auf der Welt und seine Begeisterung nahm noch zu, so daß er fast närrisch wurde. Sie rettete ihm das Leben, und er wußte nicht, was er damit machen sollte, wenn sie ihm nicht erlaubte, es ihr zu widmen. Lolotte hatte so viel guten Verstand, sich lange zu weigern, endlich bat er sie so dringend, daß sie nachgab, unter der Bedingung, daß die Trauung eine geheime sei.

Sie blieb es in der That auch, bis sie Mutter wurde, da aber verrieth sich die Liebe des Vaters und man entdeckte Alles.

Dann hatte der arme Graf von Herouville eine seltsame Grille, die seine Frau theilen mußte, nämlich sie mit Gewalt in die große Welt einzuführen und zu machen, daß sie von allen Personen der Familie und Bekanntschaft ihres Mannes anerkannt werde. Jedesmal, wenn man ihn zu einem Diner einlud, nahm er sie mit, und so erhielt sie viele Ohrfeigen, einmal unter anderen bei Pont-de-Veyle, wobei ich zugegen, aber nicht mitschuldig war.

Sie kamen alle Beide; es waren fünf oder sechs Frauen mit ihren Männern oder ihren Geliebten da. Diese Lolotte war schön, um sie in Verzweiflung zu bringen. Sobald sie sie sahen, machten sie wunderliche Mienen. Pont-de-Veyle war sehr höflich, aber kalt, er ahnte einen groben Ausbruch. Ich sah, wie diese Damen unter sich kicherten und dann plötzlich aufstanden und in Procession hinausgingen. Eine von ihnen fragte mich, ob ich nicht ihre Partei nehme?

— Nein, antwortete ich, ich habe nicht die Pest und fürchte nicht damit anzustecken oder davon angesteckt zu werden.

Sie gaben ihren Sclaven ein Zeichen, einige folgten ihnen, andere blieben zurück; indessen waren wir von fünfzehn auf sieben beschränkt, und außer mir keine Frau dageblieben. Frau von Herouville schien mir viel Verstand und Tact zu besitzen. Sie zeigte keine Empfindlichkeit, sie sprach nicht einmal von dem, was eben geschehen war, doch bemerkte ich, daß sie nicht aß und daß

sie sehr blaß war. Als ich eine Bemerkung darüber machte, antwortete sie mir:

— Ich esse sehr wenig, Madame, und meine Gesundheit ist nicht gut. Ich gehe nur Herrn von Herouville zu gefallen aus. Wenn er mir ein Vergnügen machen wollte, würde er mich zu Hause lassen.

— Wenn man die Ehre hat, Madame, der Gatte einer solchen Frau zu sein, wie Sie sind, ist man glücklich und stolz, sie aller Welt zu zeigen.

Ach! der arme Mann! er zeigte sie so, daß er sie verlor. Sie hatte nicht die Stärke, diese beständigen Demüthigungen zu ertragen, sie wurde von einem heftigen Kummer ergriffen und starb daran.

Die Nachricht verbreitete sich in der ganzen Stadt und bei den Philosophen, deren Freundin sie war.

Sie schrieben Leichenreden und Lobeserhebungen in Versen und in Prosa. Der Wittwer umgab sich damit, wie mit ihren Portraits. Ich, die ich weder eine Philosophin, noch eine Spröde war, hatte das Leben der Lolotte auf andere Weise aufgefaßt. Sie mußte zu Hause bleiben, dort Männer empfangen, und alle wären dorthin gelaufen. Einige Frauen ohne Vorurtheil würden sich dorthin gewagt haben; sie hätten dann noch andere dorthin geführt, und nach und nach wäre die Welt nachgekommen, wenn sie nicht das Ansehen gehabt hätte, ihr nachzulaufen, welches die erste Bedingung ist, sie anzuziehen.

Elftes Kapitel.

Eine andere Person, von der ich ein wenig reden will, weil ich mich mit fast allen denen beschäftige, die einigermaßen ausgezeichnet sind, und die ich gekannt habe, ist der Cardinal von Bernis. Er nahm einen zu hohen Rang in der Welt ein, um unbeachtet zu bleiben. Voltaire führte mir ihn zu, als er aus Saint-Sulpice kam, wo er keinen günstigen Erfolg gehabt hatte, und sich zur Poesie wendete.

Er war mit Gentil-Bernard befreundet, welcher durchaus nicht gentil war und das sogenannte Rosenfest gab, wobei er als Todtenträger die Honneurs machte. Man sah nie etwas so Seltsames. Diese Feste fanden in einem Pavillon, ich weiß nicht mehr wo, im Monat Junius auf dem Lande statt. Er brachte so viele Rosen dorthin, wie er fassen konnte, und bedeckte die Haare der Frauen damit; es war ein Duft, um ohnmächtig zu werden. Dann brachte er ganz kalt abgeschmackte Dinge vor und verglich jede dieser Damen mit einer Göttin, und dabei blieb es.

Gentil-Bernard war also der Lehrer und Freund des geistlichen Herrn, er unterrichtete ihn, Blumensträuße für Chloris zu binden, und er hatte in ihm einen so ausge-

zeichneten Zögling, daß man ihn die Straußbinderin des Parnaß nannte. Die Profanen setzten sogar den Namen Babet damit in Verbindung, welches der Name einer Blumenhändlerin jener Zeit war.

Er begann damit, bei Boyer, Bischof von MirapRix, anzuhalten, der mit den Pfründen beauftragt war. Dieser antwortete ihm mit einer Verweigerung, indem er hinzufügte, er würde nie etwas bekommen, so lange er, Boyer, an seinem Platze sei.

— Ich werde warten, Hochwürden, antwortete er sehr respectvoll.

Die Antwort wurde allgemein verbreitet, und Alles blieb wie es war.

Als einzige Hülfsquelle hatte der Abbé einen Canonicat in Brioude und eine kleine Pfründe in Boulogne-sur-Mer, und Alles zusammen brachte ihm nur so viel ein, daß er klares Wasser dafür trinken konnte.

In diesem Augenblick stellte ihn ein gemeinschaftlicher Freund der Frau von Etoiles vor, mit welcher der König sich viel zu beschäftigen anfing. Er wurde zu ihr nach Etoiles eingeladen, und der künftige Gesandte, der künftige Cardinal kam dort auf dem Marktschiffe, ein kleines Packet unter dem Arme, an. Frau von Etoiles liebte einen heiteren und drolligen Geist, die Schmeicheleien und die kleinen Verse; er gefiel ihr, und das war das Wesentliche bei einer Frau wie diese. Er wurde der Vertraute der Liebe des Königs und dieser neuen Favoritin, und stellte sich vortrefflich mit Beiden.

Als Frau von Etoiles in das Schloß eingeführt wurde, war mit das Erste, was sie erlangte, eine Pension von hundert Louisd'or aus der königlichen Schatulle und eine Wohnung in den Tuilerien für ihren Schützling. Sie ließ die Wohnung auf ihre Kosten ausmöbliren, was den Abbé so zufrieden wie möglich machte. Dann, da er ein guter Cavalier war, versetzte sie ihn von seinem kleinen Kapitel in Brioude zu dem in Lyon, was für ihn nicht mehr eine Sinecure ohne Vortheil war.

Der Abbé von Bernis befand sich also in einer guten Lage. Er war wohl gewachsen, sein Gesicht hatte viel Ausdruck und sein Auge war voll Feinheit. Er zeigte sich bei Hofe unter den Auspicien der neuen Gottheit und wurde dort sogleich gut gestellt.

Die Prinzessin von Rohan war eine der schönsten Personen dieser Zeit, sie nahm delicate Huldigungen an, und der Abbé, der sich zutraute, ihr zu gefallen, hatte die Kühnheit, es zu versuchen. Er mußte eine sehr kühne Meinung von sich selber haben, aber die Frauen sind so wunderlich. Mich würden alle Abbés in der Welt, und hätten sie den Geist Voltaire's und die Schönheit des Apollo, nicht bewegen, einen Finger zu erheben, um ihnen ein Zeichen zu geben. Ich würde es vorziehen, wie die Märtyrer von tausend Feuern verbrannt zu sterben, anstatt sie unter einer Mitra oder einer viereckigen Mütze auszulöschen. Jeder nach seinem Geschmack.

Die Prinzessin von Rohan empfing eines Morgens einen sehr schönen Blumenstrauß mit Versen auf jeder

Blume, die Venus, Minerva, Flora und Hebe aus ihr machten. — Diese abgestandenen mythologischen Benennungen, womit gewisse Dichter zu dieser Zeit einen elenden Mißbrauch getrieben haben. Die Verse wurden allen Ankommenden vorgelesen, man fand sie köstlich und der Abbé wurde von den Hofleuten aus allen Tonarten gelobt. Frau von Rohan erinnerte sich dieser Lobsprüche, sie dachte darüber nach, der Verliebte nahm in ihren Augen eine Wichtigkeit an, die er nicht besaß. Sie erlaubte ihm, ihr den Hof zu machen, und das war schon viel. —

Was ereignete sich dann? Ich weiß es nicht. Durch welche Mittel gelangte er dahin, sie zu überreden, ihm ein wahrhaftes Gefühl einzuflößen, welches bis zur Thorheit ging? Ich kann es nicht sagen. So viel ist gewiß, daß er drei Wochen später ihr erklärter Liebhaber war, daß sie einander nicht verließen, daß sie ihn überall ohne ein Geheimniß und mit erhobener Stirn mit sich führte.

Die Gesandtschaft in Venedig wurde erledigt. Die Prinzessin ging zum Könige und bat ihn, sie dem Abbé von Bernis zu ertheilen; Frau von Pompadour kam während der Zeit dazu, und Ludwig XV. wurde so beredet, daß er nicht nein sagen konnte. Als er sich aber mit seiner Maitresse allein befand, scherzte er mit ihr und mit Frau von Rohan über ihr Gefallen an dem Priesterchen.

— Er wird ein schöner Gesandter sein, Sire, ein

Gesandter, um allen Frauen den Kopf zu verdrehen, und in Venedig ist dies von großer Wichtigkeit.

Herr von Bernis hatte in seiner ersten Jugend ein sehr ernstes Abenteuer gehabt, aus welchem er ehrenvoll hervorging, was nicht leicht war, und woran er sich erinnerte, als er mächtig war, was noch seltener ist. Wir müssen weiter in der Geschichte zurückgehen, das Abenteuer ist interessant.

Die Herzogin von Bouillon war eine von den Frauen, die nur durch den berühmten Vers geschildert werden:

S'ist Venus ganz und gar, auf ihre Beut' erpicht.

Sie hatte Liebhaber im Ueberfluß und schloß keinen aus, wer er auch war. Sie verlangte nur Schönheit und Stärke von ihnen; das Uebrige kümmerte sie nicht, und die moralischen Schönheiten der Leute konnten bei ihren Reizen nicht in Betracht kommen. Der ausgezeichnetste Schöngeist der Welt, wenn er nicht jung und kräftig war, galt ihr nicht so viel wie ein Flegel mit breiten Schultern.

Pont-de-Veyle, und besonders d'Argental, besuchten damals die Theatermädchen und kümmerten sich viel um ihre Zänkereien. So verhinderte sie, daß die Rivalität der Lemaure und der Pélissire einschlummerte; die Abenteuer der Autier, die von ihren Liebhabern verlassen und wieder angenommen, und von dem schönen Lamothe-Houdancourt, um den sich alle Frauen stritten, verehrt wurde, beschäftigten sie viel mehr, als die Schmerzen der Frau von Parabère, die, von Herrn Premier verlassen, wieder

zu d'Alincourt zurückkehrte und, auch von diesem aufgegeben, einen anderen Lamothe wieder annahm, der völlig häßlich und unangenehm war. Sie weinte nicht weniger über dies Alles.

Sie hatten damals zu Theilnehmern an ihren Vergnügungen einen jungen Herrn von Bellegarde, den Abbé von Bernis, der eben aus seinem Seminar kam, und einen kleinen Abbe Bouret, den er überall mitnahm und der ein sehr guter Maler war. D'Argental nannte ihn scherzhaft den Cassirer der Gesellschaft, weil er, wenn ihnen das Geld ausgegangen war, die Mädchen für sich und die Anderen damit bezahlte, daß er sie portraitirte.

Herr von Bellegarde hatte auch seine Abenteuer. Er verliebte sich in eine Dame, deren Namen ich vergessen habe, und that Alles in der Welt, um ihr zu gefallen. Er war der jüngste Sohn seiner Familie, der keinen Sou besaß und sehr begierig war, emporzukommen. Sie hörte ihn an, ohne ihm zu antworten, und eines schönen Tages erklärte sie ihm, sein Antrag erscheine ihr nicht annehmbar, und ein Mann wie er müsse an etwas Anderes denken, als an diese Liebe, die überall zu finden sei.

— Reisen Sie ab, sagte sie zu ihm, gehen Sie, in fremden Ländern das Glück zu suchen, welches Sie in dem Ihrigen nicht finden. Gehen Sie in den Krieg, suchen Sie sich ein Commando zu verschaffen, und so werden Sie zum Glück gelangen. Sie werden eine Frau finden, die Sie heirathen werden. Man kann ohne Geld nichts anfangen, Ihre Familie wird Ihnen keins geben;

hier sind zehntausend Thaler, Sie können sie mir wieder geben, wenn Sie reich sind. Nehmen Sie alle meine guten Wünsche, meine Freundschaft und Achtung mit und zählen Sie mich zu Ihren ergebensten Dienerinnen.

Er nahm den Abschied und die zehntausend Thaler an, und es glückte ihm. Er ging in den polnischen Krieg und zeichnete sich durch seine Kühnheit und seine Schönheit aus. Die Tochter der Gräfin Aurora von Königsmark, die Schwester des Grafen von Sachsen, verliebte sich in ihn, er heirathete sie, und sie beförderte ihn zu den höchsten Ehrenstellen in jenen barbarischen Ländern. Er ist als außerordentlicher Gesandter des Königs von Polen in Paris gestorben. Man versichert, daß er der Begründer eines vornehmen Geschlechts ist, und daß seine Nachkommen, wenn deren noch vorhanden sind, einen hohen Rang einnehmen werden. Sie haben sich dem Kaiserreiche gewidmet; d'Argental sprach noch kürzlich davon.

Der Abbé von Bernis gehörte also zu seinen Freunden, so wie die beiden Söhne der Frau von Feriol und der Abbé Bouret. D'Argental hatte sich in die Lecouvreur, Titularmaitresse des Marschalls von Sachsen, verliebt, die ihm tausend Beweise ihrer Zuneigung gegeben. So hatte sie ihre Diamanten verkauft, um ihm das Herzogthum Kurland zu kaufen, und ich weiß nicht mehr was. Dies verhinderte d'Argental und andere junge Leute nicht, sich wie eine Wolke um sie zu sammeln. Die beiden Abbés waren auch darunter.

So erfuhren sie die Unternehmungen der Madame Pu=

tiphar, von Madame de Bouillon gegen den jungen Krieger unternommen, der sich, man kann nicht sagen, warum, grausam gezeigt hatte.

— Madame de Bouillon thut mir die Ehre an, zu glauben, daß ich die Ursache davon bin, sagte die Schauspielerin, aber ich weiß, wie es damit ist. Der Graf von Sachsen ist nach allen Seiten untreu gegen mich; ich quäle mich nicht darüber, denn ich weiß, daß er wieder zu mir kommen wird. Ich würde mich ihretwegen nicht mehr beunruhigt haben, als wegen der Anderen, und noch weniger. Er liebt diese Art von Frauen nicht.

Man muß den Ausdruck: „diese Art von Frauen," auf eine Prinzessin von Lothringen, eine Herzogin von Bouillon angewendet, entschuldigen. Die Theaterprinzessinnen haben eine solche Unverschämtheit! Sie nehmen ihre Rollen und ihre Liebesgeschichten ernsthaft und verhandeln mit uns wie eine Macht mit der anderen, sehr glücklich, wenn sie uns auf gleichen Fuß zulassen. Man behauptet, daß sie heutiges Tages noch unverschämter sind. Die Sache ist, daß in der Politik und in der Galanterie Alles verkehrt geht. Ich danke Gott, daß es bald mit mir zu Ende ist, und daß ich nicht mehr jung bin.

Nicht als wollte ich durch das Voraufgehende Frau von Bouillon auf Kosten ihrer Rivalin erheben. Ich bin nicht ungerecht, und ich erkläre, daß die Schauspielerin in diesem Falle die bessere Rolle hatte. — Frau von Bouillon war eine sehr boshafte Frau mit übertrieben heftigen Leidenschaften, welcher alle Mittel recht waren,

um sie zu befriedigen und sich zu rächen. Man sieht es nur zu deutlich bei dieser Gelegenheit. Es war eine wahre Furie, wenn man sie in ihrer Liebe angriff. Ich traf sie zuweilen, unter anderen bei der Herzogin von Luynes; man liebte sie nicht und man empfing sie nur des Anstandes wegen. Ich floh sie, denn sie verursachte mir Furcht.

Die arme Lecouvreur war dagegen schön und gut. Sie war vortrefflich in fast allen ihren Rollen. Sie war besser, als die Clairon.

Zwölftes Kapitel.

Einige Monate vergingen. Die Herzogin wurde leidenschaftlicher, sowie der Graf von Sachsen grausamer wurde; sie hatte Erklärungen mit ihm, worüber er lachte, daß er fast starb, und er erzählte Alles bei seiner Maitresse, wo die jungen Gecken sich überboten, sie lächerlich zu machen.

Ich weiß nicht, welche Narrheit der Abbé Bernis begangen hatte; aber er wurde von seinen Bekannten und besonders von ihren Infantinnen kalt empfangen; er hatte kein Geld und keinen Credit mehr und trat wieder in das Seminar ein, um dort zu büßen, seine Vorgesetzten zu erweichen, und zu versuchen, eine Pfründe zu erhaschen. Der Abbé Bouret, sein Trabant, wagte sich nicht mehr ohne ihn zu zeigen, und da er keinen Namen, keinen Schutz und keine anderen Freunde hatte, als die Theilnehmer seiner Vergnügungen, fand er sich, als diese ihn verließen, sehr verlassen und in vollständigem Elende. Er malte von Zeit einen Bäcker, um Brod zu erhalten, und eine Obsthändlerin, um etwas dazu essen zu können. Seine abgetragenen Kleider gestatteten ihm nicht, sich irgendwo zu zeigen. Er vegetirte nur und sah zuweilen

die Seine mit Blicken der Liebe an, und dachte, daß er nur in ihren Armen ruhig schlummern werde.

Die Herzogin — ich bitte sie deshalb sehr um Verzeihung — war nicht nur ein Ungeheuer, sondern auch eine Thörin. Sie setzte es sich in den Kopf, alle Schranken zu überschreiten, und rief nach einer letzten Beleidigung gegen ihre zur Schau gestellten Reize, sie würde Recht bekommen und dieses Theatermädchen solle nicht länger triumphiren und sie wolle sich von ihr frei machen.

Da ließ sie ohne Geheimniß, wie in den Zeiten der Barbarei, zwei Meuchelmörder kommen und kündigte ihnen ihren Entschluß an. Sie wollte das Blut dieses Geschöpfes vergießen.

— Aber, Frau Herzogin, wie soll man es machen? Man schafft eine Person wie diese nicht aus der Welt, ohne daß es bekannt wird, und wir werden gehangen werden.

— Ich zahle Euch, was Ihr verlangt.

— Und wenn wir gehangen werden?

— Ihr werdet es nicht werden, ich werde Eure Begnadigung erbitten.

— Meiner Treu! Madame, Sie werden vielleicht nicht einmal Einfluß genug haben, um sich selber zu retten. Das Parlament scherzt nicht. So muß man die Sache nicht anfangen.

— Wie denn?

— Das Gift ist viel besser.

— Wer soll es ihr geben?

— Wir nicht, wir haben keinen Zutritt bei ihr, aber man könnte irgend ein Mittel suchen —

— Sucht es und kommt wieder, es mir zu sagen, wenn Ihr es gefunden habt.

— Es muß in ihrer Umgebung und wenn auch in ihrer Küche irgend ein Geschöpf sein, welches um Geld einwilligen wird, unser Geschäft zu thun. Wir werden sehen.

Sie sahen sich um. Die Diebe und Gauner haben eine feine Nase; sie witterten den Abbé aus und bezeichneten ihn der Herzogin; sie antwortete ihnen, das wäre ihre Sache und sie dürften nur auf diesem Wege weiter gehen.

Der Abbé ging fast alle Tage in den Tuilerien spazieren, er suchte dort sein Glück mit seiner Pastellschachtel und war bemüht, einen ehrlichen Bürger oder irgend ein hübsches Mädchen zu finden, welches einwilligen wollte, sich malen zu lassen. Dies geschah zuweilen, aber selten, und sein Unglück benutzend, bezahlte man ihn so schlecht, daß er nur Wasser dafür trinken konnte.

Eines Tages sah er zwei Männer von unheimlichem Aussehen auf sich zukommen. Er hatte seit dem Tage zuvor nichts mehr gegessen und dachte sehr ernstlich an den Fluß. Diese beiden Männer näherten sich ihm und begannen die Unterredung mit dem Wetter, mit dem Elend der armen Leute und kamen endlich zu dem, was zu ihrem Ziele führen konnte.

— Sie scheinen mir sehr unglücklich zu sein, sagten

sie, und vielleicht würden Sie geneigt sein, eine runde Summe zu gewinnen.

— Oh! ob ich dazu geneigt bin!

— Was würden Sie dafür thun?

— Alles! sagen Sie nur.

— Alles? ohne Vorbehalt?

— Was nennen Sie ohne Vorbehalt?

— Sie verstehen uns nicht?

— Nein.

— Wir müssen uns also erklären. Sie kennen die Lecouvreur?

— Ich habe sie gekannt, ach ja!

— Könnten Sie sich bei ihr einfinden?

— Sie ist ein gutes Mädchen! sie würde sich vielleicht erinnern, mich ehemals gesehen zu haben.

Und er stieß einen tiefen Seufzer aus.

— Sie würde sich Ihrer erinnern; übrigens würde man Ihnen so viel geben, daß Sie sich anständig bei ihr darstellen könnten.

— Was muß ich ihr sagen?

— Ein junger Mann von Geist, wie Sie sind, kann nicht in Verlegenheit sein, mit einer Schauspielerin zu plaudern. Sagen Sie ihr, was Sie wollen, nur müssen Sie machen, daß sie einige Plätzchen ißt, die man Ihnen zustellen wird.

— Was sind das für Plätzchen?

— Was liegt Ihnen daran. Jedes davon wird Ihnen mit tausend Thalern bezahlt werden.

— Es ist doch kein Gift?

— Glauben Sie denn, daß man Ihnen für Brodkügelchen tausend Thaler bezahlen würde?

— Da rechnen Sie nicht auf mich, meine Herren, ich bin nicht Ihr Mann, der zu einem solchen Unternehmen fähig ist.

— Bah! Sie sind sehr jung, mein lieber Freund, wenn Sie glauben, daß man Sie mit einem solchen Geheimniß frei ausgehen lassen wird. Sie schienen uns geeignet, einer der Unseren zu sein, und Sie sollen es werden, mögen Sie es nun wollen oder nicht; wenn Sie es nicht annehmen, werden Sie diesen Abend nicht mehr am Leben sein. Es heißt hier entweder oder —

Der arme Abbé zitterte so, daß man Mitleid mit ihm hätte haben können; die Wahl war eine gefährliche. Man mußte zwischen dem Verbrechen und dem Tode wählen. Der Abbé wählte vorläufig das erstere, da er sich diesen entsetzlichen Seelenverkäufern gegenüber nicht anders aus der Schlinge zu ziehen wußte.

— Nun, da es kein anderes Mittel giebt, nehme ich es an. Geben Sie mir Ihre Plätzchen.

— Es ist gut. Nur erinnern Sie sich, daß Sie uns nicht entgehen werden, und daß es sich hier nicht um eitle Worte handelt. Sie werden keinen Sou erhalten, ehe Sie Ihren Auftrag erfüllt haben, doch müssen Sie Ihrer Sache gewiß sein, und wenn Sie plaudern, werden Sie es nicht zum zweiten Mal thun. Nun folgen Sie uns.

Und da führten die beiden Banditen ihre Beute bei hellem Tage in das Hôtel Bouillon, ohne sich im geringsten zu verbergen, wo sie zu dem Zimmer der ersten Kammerfrau der Herzogin hinaufstiegen, wohin sie sich nach der getroffenen Verabredung begeben sollten. Frau von Bouillon kam zu ihnen, billigte Alles, übergab mit eigener Hand dem Abbé die Plätzchen und sagte zu ihm:

— Sie sind gezählt; wenn sie todt ist, bringen Sie die Schachtel zurück und man wird Ihnen die bezahlen, welche fehlen.

Es war nicht zu fürchten, daß er selber davon nehmen würde; aber wenn er kein vollständiger Dummkopf war, mußte er die Plätzchen in die Seine werfen, die Schachtel leer zurückbringen und achtzig oder hunderttausend Franken fordern.

— Bis wann muß ich diese That vollendet haben? fragte der Abbé.

— Bis heute über acht Tage.

— Das ist nicht genug, Madame, ich verlange drei Wochen. Ich kann mich nicht so der Lecouvreur vorstellen; man würde mich zur Thür hinauswerfen.

— Hier, versetzte die Herzogin, ihm eine Börse zuwerfend. Sorgen Sie für Ihre Kleidung und beeilen Sie sich.

Der arme Junge ging mehr todt als lebendig hinaus; aber nie sah man auch eine Intrigue einfältiger angesponnen, und die Herzogin mußte den Kopf verloren haben. Als der Abbé einmal seine Einwilligung gegeben

hatte, folgte man ihm nicht einmal mehr; er behielt seine völlige Freiheit bei und sah seine Mitschuldigen nicht wieder, welche wahrscheinlich in eine Schenke gegangen waren, um für das ihnen von der Herzogin gegebene Handgeld zu trinken und ihren Namen an jenem bezauberten Orte auszuposaunen.

Seinen Betrachtungen überlassen, konnte der Abbé seine Meinung ändern, konnte das Schlachtopfer in Kenntniß setzen, er konnte thun, was er endlich auch that.

Man konnte es nicht schlechter machen, als wenn man es so machte, daß es nicht glückte. Die Herzogin schien geschworen zu haben, nicht die Lecouvreur zu tödten, sondern sich selber in einen Kerker werfen zu lassen, sei es nun vom Könige oder von ihrer Familie, vielleicht auch von Beiden.

Bouret brachte zwei Tage zu, ohne zu trinken, zu essen oder zu schlafen. Er hatte nur einen Gedanken, nämlich sich von diesem Verbrechen frei zu machen, doch zitterte er vor Furcht, selber das Opfer zu sein.

In seiner Trostlosigkeit fiel es ihm ein, seinen alten Freund, den Seminaristen, den er zuweilen besuchte, um Rath zu fragen; er ging zu ihm und machte ihm den Vorschlag, einen Spaziergang auf's Feld mit ihm zu machen, er habe ihm eins von jenen Geheimnissen mitzutheilen, welche zu groß wären, als daß irgend ein Zimmer es fassen könnte. Bernis zauderte; er hatte Stubenarrest; es war ihm verboten, irgend Jemand bei sich zu sehen, besonders ein Frauenzimmer, und das Alles, um

alte Thorheiten abzubüßen, und unter diesen Bedingungen sollte er nach sechs Monaten der Buße eine Pfründe erhalten. Indessen konnte ihm ein Gang auf's Feld mit einem so redlichen Abbé wie Bouret nicht als Uebertretung angerechnet werden. Er wagte die Bitte vorzutragen, und sie wurde ihm nach zahllosen Bemerkungen bewilligt.

Endlich machten sie sich auf den Weg. Bernis konnte seine Neugierde nicht mäßigen und fragte beständig.

— Nein, nein, wir sind noch nicht genug allein.

Sie gingen bei einem abscheulichen Regen auf die Mitte der Sandebene, und dort unter einem rothen Regenschirm, ich habe es oft von dem Cardinal erzählen hören, begannen sie die Unterredung. Bouret legte sein Geständniß ab und sein Freund wurde todtenblaß.

— O Himmel! mein armer Bouret, Du wirst doch das nicht thun! Aber was wirst Du anfangen?

— Ich weiß es nicht, und ich frage Dich um Rath.

— Es ist nicht leicht, wir sind junge Leute ohne Geld, aber wir sind keine Bösewichter, und ich halte mich überzeugt, daß Du die Börse der Giftmischerin ebenso wenig angerührt hast, wie ihre Plätzchen.

— Beide sind gleich heilig aufbewahrt worden, daran darfst Du nicht zweifeln. Nur muß man seine Partei wählen.

— Mein Freund, es ist nur Eins zu thun, man muß die Lecouvreur in Kenntniß setzen.

— Wenn ich mich in diesem Aufzuge bei ihr zeige,

werden ihre Bediente mich für einen Dieb halten und mich zur Thür hinauswerfen.

— Auch darfst Du nicht zu ihr gehen. Bei der Lage, worin ich mich unglücklicherweise befinde, kann ich mich nicht in die Sache mischen, denn der geringste Verkehr mit einer Dame, und besonders einer Theaterdame, bringt mich um zehn Jahre zurück, wenn er mich nicht gänzlich ausschließt. Ich kann Dir nur einen Rath geben und diesen Rath mußt Du befolgen. Schreibe diesen Abend einen anonymen Brief an die Lecouvreur und bestelle sie — in den Luxembourg — zu dem fünften Baume in der großen Allee.

— Sie wird nicht dorthin kommen.

— Sie wird kommen. Füge hinzu, es sei von der größten Wichtigkeit für sie und sie müsse allein oder von ihrem zuverlässigsten Freunde begleitet kommen.

— Wer soll das schreiben?

— Der erste beste Papierkratzer in seiner Bude. Laß die Aufschrift von einer anderen Hand machen.

— Ich will sie selber mit nachgemachter Handschrift darauf setzen; eine Unbesonnenheit könnte mir den Hals kosten.

— Hast Du bemerkt, ob man Dir folgte?

— Du hast wohl gesehen, daß es nicht der Fall war.

— Diese Leute sind also sehr einfältig! Wenn ich mich auf Verbrechen einließe, würde ich mich besser dabei benehmen. Laß uns zurückkehren, meine beiden Stunden

sind gleich zu Ende, thue, was ich Dir sage, und komm nach der Unterredung wieder zu mir.

Bouret richtete sich genau nach den Vorschriften seines Freundes; der Brief wurde geschrieben und auf die Post gegeben. Die Lecouvreur erhielt ihn, als sie mit d'Argental und einer anderen Schauspielerin Namens Lamothe nach Hause kam. Die Drei hielten eine Berathung, die Lamothe war der Meinung, daß sie nicht dorthin gehen dürfe; d'Argental dagegen fand die Sache unerläßlich, und da die Neugierde mitwirkte, entschieden sie sich, dieser Ansicht zu folgen; es war gerade die Stunde und sie verfügten sich alle Drei dorthin.

Der Abbé erwartete sie hinter einem Baume versteckt, er zitterte, daß man ihn bemerken möchte, und fürchtete, daß die Schauspielerin nicht kommen werde; als sie kam, wurde er fast ohnmächtig und sah sich genöthigt, sich an seinen Baum zu lehnen. Als sie ihn erkannten, stießen Alle einen Ausruf der Ueberraschung aus.

— Der Abbé Bouret! sagte die Schauspielerin, der junge Mann ist im Elend! Er bedarf einiger Unterstützung und man muß sie ihm geben, d'Argental, er ist ein alter Freund.

D'Argental griff schon nach seiner Börse, wie groß war aber sein Erstaunen, als sie den angeblichen Armen, die offene Hand mit Gold gefüllt, auf sich zukommen sahen! Ihr erster Gedanke war, daß er den Verstand verloren habe.

— Ach! mein Fräulein, mein Fräulein, sagte er, welche Freude, Sie zu sehen!

— Ei, mein armer Abbé, Sie hätten in meine Wohnung kommen sollen, wozu dieses Geheimniß? Warum gleichen Sie einem Bettler, während Sie so viel Gold in Ihrem Besitze haben?

— Mein Fräulein, ich werde von diesem abscheulichen Gold nichts nehmen, es verbrennt mir die Finger, man hat es mir gegeben, um Sie zu vergiften.

— Mich! und wer denn?

— Die Herzogin von Bouillon.

— Ah! die Elende! Sie kann mir die Phädra nicht verzeihen.

Ich habe zu erzählen vergessen, daß einige Zeit vorher, als ihr Streit am heftigsten war, ein kleiner Scandal in der Comédie-Française stattfand. Die Lecouvreur spielte die Phädra, und Frau von Bouillon war in ihrer Loge auf dem Theater. Als die Lecouvreur die Verse recitirte:

Ich weiß es und gestehe, daß ich treulos bin,
Oenone, und gehöre nicht zu jenen Frauen,
Die bei Verbrechen stets im tiefsten Frieden leben,
Und eine Stirn, die nie erröthet, zeigen,

wendete sie sich zu Frau von Bouillon und sah sie fest an. Der ganze Saal bemerkte es. Die Herzogin wurde so wüthend darüber, daß sie sie nach For-l'Eveque bringen lassen wollte, und schon ordnete man die Sache. Aber sie hegte eine Empfindlichkeit darüber, die ihrer Eifersucht

gleich kam, und vielleicht bestimmte dieser Umstand sie zu dem Verbrechen.

Der Abbé erzählte umständlich, was geschehen war, zeigte die Plätzchen und die Börse als Beweise und schwur, er wolle lieber vor Hunger sterben oder einen Messerstich empfangen, als über eine solche Schändlichkeit schweigen.

Die Anderen waren bestürzt darüber.

— Diese Frau ist wahnwitzig! sagte die Lamothe, man muß sie einsperren lassen.

— Ernsthaft gesprochen, d'Argental, was ist zu thun?

— Nur Eins, um Sie Beide zu retten: den Abbé sogleich zu dem Polizeilieutenant zu führen.

— Er hat Recht, Abbé, folgen Sie mir, ich führe Sie dorthin.

— Mein Fräulein, es ist mein Leben, welches Sie da fordern. Ich werde mir zu mächtige Feinde machen, als daß ich armer Wicht ihnen widerstehen könnte. Wenn Sie aber so Ihr bedrohtes Dasein zu retten glauben, so folge ich Ihnen unbedenklich.

— Sie irren sich, Abbé, der Schutz wird sich auch auf Sie erstrecken, man wird nicht wagen, Ihnen etwas zu Leide zu thun.

— So kommen Sie, mein Fräulein, und möge Gott Sie erhören!

Sie stiegen in Phädra's Karosse und begaben sich zu Herrn Henault, der sie auf den bloßen Namen der schönen Schauspielerin empfing. Man erzählte ihm die

Thatsachen und er hörte sie ganz blaß und erschüttert an.

— Geben Sie die Plätzchen her, Abbé.

— Hier sind sie, mein Herr, und hier ist auch diese Börse; werfen Sie sie den Armen hin.

— Das will ich thun, und mit Ihnen beginnen, denn Sie scheinen derselben mehr als irgend Jemand zu bedürfen.

O nein, mein Herr, ich werde nichts davon anrühren, und wenn es mir das Leben kostete.

Man ließ einen unglücklichen Hund kommen, dem man eins von den Plätzchen gab. Eine Viertelstunde später drehte er sich um sich selbst und starb.

— Ha! Da sehen wir, was meiner wartete! rief die Schauspielerin, einer Ohnmacht nahe, es ist entsetzlich!

— Welche von den beiden Damen von Bouillon hat Ihnen diesen Auftrag gegeben, Abbé?

— Die Herzogin, mein Herr.

— Das wundert mich nicht.

Die Prinzessin von Bouillon war die Tochter des großen Sobieski, eine Schwägerin des Prinzen Karl Eduard Stuart, und zu einer solchen Abscheulichkeit unfähig.

— Und nun, Abbé, werden Sie diese Beschuldigung aufrecht halten?

— Vor der ganzen Welt, vor der Herzogin selber. Von den beiden Gaunern habe ich Ihnen das Signale-

ment gegeben, und wenn man sie wiederfindet, werde ich sie wohl erkennen.

— Ich will den König und Seine Eminenz von dieser Sache in Kenntniß setzen; inzwischen wird man Sie überwachen, mein Fräulein, und Sie auch, Abbé, sein Sie deshalb nicht unruhig. Ich werde Sie wieder zu finden wissen, wenn ich Ihrer bedarf.

Er entließ sie. Die Lecouvreur nannte Bouret nur ihren Retter und erklärte, sie wolle ihn nie verlassen. Sie brachte ihn in ihrem Hause in einem kleinen Zimmer unter, wo ihm nichts fehlte, und wo der Abbé von Bernis ihn mehrmals im Verborgenen besuchte. Das Auffallendste ist, daß er weder aufgesucht noch von irgend Jemand beunruhigt wurde. Die Herzogin von Bouillon schien zugleich ihre Pläne und das Werkzeug, welches sie gewählt, vergessen zu haben. Wenn sich Niemand eingemischt hätte, so würde Alles dabei geblieben sein. Man weiß nicht, wie sich die Sache verbreitete und mehrere Monate später allgemein bekannt wurde.

Als der Polizeilieutenant die Sache dem Cardinal angezeigt hatte, gerieth dieser in einen schrecklichen Zorn und kündigte an, er würde sie mit der ganzen Strenge der Gesetze behandeln lassen. Die Freunde und Verwandten der Familie Bouillon baten ihn, es nicht zu thun, und ein Ereigniß nicht bekannt zu machen, welches dem Respect so sehr entgegen sei, den die unteren Klassen bereits für den Adel zu verlieren begannen. Sie quälten ihn so sehr, daß sie ihn zum Schweigen bewogen,

als aber die Geschichte bekannt wurde, ließ er den Prinzen von Bouillon kommen und erklärte ihm, wenn die Herzogin sich nicht von dieser Beschuldigung reinige, würde er genöthigt sein, sie verhaften zu lassen.

Dieser hatte den traurigen Auftrag, seinen Bruder davon in Kenntniß zu setzen, und der Herzog ging mit ihm zu seiner Frau, die nach manchen Vorwürfen und Strafreden aufgefordert wurde, die Sache zu leugnen, bei Strafe, von den Ihrigen verlassen und in ein Kloster mit strenger Regel geworfen zu werden, aus welchem sie zur Ehre ihres Namens nicht heraus kommen solle.

Die Herzogin erhob sich laut dagegen, behauptete, daß sie nicht schuldig sei, und verlangte einen Verhaftsbefehl gegen Bouret, damit er seine Beschuldigung, gegen die sie aus allen Kräften protestirte, beweisen möge.

Der arme Abbé wurde in's Gefängniß geworfen, er machte keine Schwierigkeiten, sich dorthin zu begeben, und schwur, er wolle nicht mit Schimpf nnd Schande daraus hervorgehen.

Der Herzog und der Prinz von Bouillon besuchten ihn dort und wollten eine Vermittelung einleiten.

— Ich werde nichts anhören, sagte er, als aus dem Munde der Frau Herzogin, und zwar in Ihrer Gegenwart, meine Herren.

Man stellte ihm vor, daß die Herzogin ihn nicht besuchen könne, und daß er auf diese Hoffnung verzichten müsse.

— Wie Sie wollen, meine Herren; aber dann werde

ich nur meinen Richtern antworten, und alle Qualen der Welt würden mich nicht bewegen, anders als mit Ihnen zu reden.

Es blieb nichts weiter übrig, als die Herzogin herbeizuholen. Ungeachtet ihrer Stirn, die nicht erröthete, wußte sie nicht, welches Gesicht sie annehmen sollte, und wurde verwirrt. Der Abbé wurde es nicht, und sah sie fest an.

— Nun, Frau Herzogin, was soll ich jetzt sagen?

— Sagen Sie, was Sie wollen, mein Herr, versetzte sie, sich ein wenig fassend, aber mischen Sie mich gefälligst nicht in die Sache, und schweigen Sie von Allem, was mich angeht, sonst dürften Sie es zu bereuen haben.

Der Abbé verlor den Muth nicht, und als sie noch andere Drohungen aussprach, erzählte er vor ihrem Manne und ihrem Schwager Alles, was sich zwischen ihnen zugetragen hatte, und fügte hinzu, er würde es vor ganz Frankreich wiederholen, und es liege ihm wenig daran, sich so gefährliche Feinde zu machen, wie sie es sein möchten, wenn er nur die Wahrheit bekannt mache.

Die Herren von Bouillon beriethen sich durch Blicke; der älteste konnte nicht reden, so sehr war er darniedergeschlagen; sein Bruder that es für ihn und bot dem Abbé Bouret Alles, was er wollte, für einen Widerruf an.

— Ich will nichts.

— Aber ein Vermögen, Abbé, ein Vermögen. Wir sind reich genug, um Ihr Glück zu machen.

— Was! ich sollte der ganzen Welt sagen, daß ich ein Fälscher und Verleumder bin! Nein, niemals, das ist unmöglich, mein Vater würde mich verfluchen.

— Sie können wahrscheinliche Entschuldigungen angeben, die nicht entehrend sind: eine Liebe zu dem Fräulein Lecouvreur, die Sie bewogen, diese Geschichte zu erfinden, um sich dann als ihren Retter hinzustellen und sich ihre Liebe zu verschaffen.

— Nein.

— Dann behaupten Sie, daß Sie von Sinnen gewesen.

— Ebenso wenig.

— Dann wählen Sie zwischen Ihrem Glück und der ewigen Gefangenschaft in der Bastille.

— Gnädigster Herr, Sie sind ein sehr großer Seigneur, aber ich habe Freunde, die mich nicht umkommen lassen werden. Der König ist gerecht und gut; er wird sie anhören.

Sie hatten gut reden; sie mochten thun, was sie wollten, er blieb unbeweglich.

— Sie haben Madame angehört, fügte er hinzu, um der Sache ein Ende zu machen. Sie wissen so gut wie ich, daß sie strafbar ist und daß ich unschuldig bin; bestrafen Sie sie nach Ihrem Gefallen; das geht mich nichts an, aber bestrafen Sie mich nicht. Wenn Sie mich frei lassen, will ich Ihnen zuschwören, Paris zu verlassen, in meine Provinz zurückzukehren, nie ein Wort von dieser

Sache zu sprechen und nicht einmal den Namen der Frau Herzogin zu nennen. Wollen Sie es?

Sie antworteten ihm nicht und es war offenbar ihre Absicht, ihn bis zu seinem Tode gefangen zu halten; aber die Lecouvreur wachte. Als sie ihn nicht wiederkommen sah, schrieb sie an seinen Vater, er möge kommen, und sie wollten zusammen alle Thüren belagern, um ihm die der Bastille zu öffnen.

Der gute Mann kam. Der Cardinal rühmte sich, wie man wußte, seiner Gerechtigkeit gegen die Großen. Er ging gerade zu ihm und bat ihn ganz laut darum, als er aus der Messe des Königs kam und sich in der Galerie befand, wo es Alle hören konnten, die es wollten.

Es war ein kühner Schlag und er glückte vollkommen. An demselben Tage ließ Seine Eminenz den Herren von Bouillon sagen, wenn sie nicht wollten, daß der Proceß weiter geführt werde, so müßten sie den Abbé frei lassen, weil man ihn sonst nicht länger gefangen halten könne.

Daß der Proceß fortgesetzt werde, wünschten sie freilich nicht; die öffentliche Meinung sowohl, die der Vornehmen wie der Geringen, war ihnen entgegen. Uebrigens ließ ihnen die Entschlossenheit des Abbé keine Hoffnung übrig, und sie konnten nur erwarten, daß er Alles sagen würde. Sie mußten also wohl gestatten, daß man ihm die Freiheit wieder gab.

Frau von Bouillon wendete ihre Hinterlist an; sie

wußte ihre Mörder zu finden und rechnete darauf, sich ihrer zu bedienen, um diesem Unglücklichen Schweigen aufzuerlegen. Während der zwei Monate, wo sein Vater in Paris blieb, sagte ihm Niemand etwas; aber er beging den Fehler, nicht fortzugehen, und vierzehn Tage später verschwand er, ohne daß es möglich war, ihn ungeachtet aller Nachsuchungen wieder zu finden.

Dreizehntes Kapitel.

Das Fräulein Lecouvreur war untröstlich darüber, und der Graf von Sachsen ebenfalls. Dieser genirte sich nicht, die Herzogin laut für eine Giftmischerin und Mörderin zu erklären; er suchte es so zu machen, daß die Herren von Bouillon davon in Kenntniß gesetzt wurden, da er hoffte, daß sie ihn zum Zweikampf fordern würden. Begreiflicherweise thaten sie dies nicht, denn wie konnten die Neffen und Erben des Herrn von Turenne eine solche Sache vertreten!

Die Zeit verging; man fand Bouret nicht wieder. Die Lecouvreur war beständig auf ihrer Hut, da sie sich überzeugt hielt, daß der Versuch früher oder später erneuert werden würde, worin sie sich indessen täuschte.

Diese Lehren sind zu gut, als daß man sich ihnen von Neuem aussetzen sollte, wenn man sie einmal empfangen hat, und Frau von Bouillon war von ihrem Schwager benachrichtigt worden, wenn sie wieder anfangen würde, es ihr nicht so hingehen und man mit ihr kurzen Proceß machen würde, um ihrem Namen die Schande des Henkers zu ersparen.

Die Herzogin wurde dennoch überall nicht weniger

gut empfangen; man fürchtete sie und scherzte darüber, denn in Frankreich scherzt man über Alles, und benannte gewisse Anisplätzchen mit ihrem Namen. Man machte Gaukelmännchen zum Neujahrstage, welche die Zunge herausstreckten und Phiolen in den Händen hielten und die man Spielzeug à la Bouillon nannte.

Und als der Polizeilieutenant die Händler rufen ließ, um sie darüber zur Rede zu stellen, antworteten sie sehr unschuldig und mit vielem Respect, da die Frau Herzogin sehr in der Mode sei, so hätten sie gedacht, daß ihr Name ihrer Industrie Glück bringen würde. Was war dabei zu machen?

Einige Monate später spielte die Lecouvreur Roxane: sie war sehr schön darin. Frau von Bouillon applaudirte in ihrer Loge auf dem Theater mit Affectation. Am Ende, während des kleinen Stücks, kleidete sich die Schauspielerin um, und ihre anerkannte Nebenbuhlerin ließ ihr sagen, sie wünsche sie zu sehen und ihr ihr Compliment zu machen.

— Was soll das bedeuten? rief Roxane. Wiegt die Loge der Frau Herzogin ihr Gewicht an Arsenik auf, wie das Zimmer der Voisin?

— Gehen Sie nicht hin, sagte der Graf von Sachsen, der zugegen war.

— Ueberbringen Sie der Frau Herzogin meinen unterthänigsten Respect, versetzte Adrienne, und bitten Sie sie, meine Entschuldigung anzunehmen; ich bin nicht angezogen, und kann mich so nicht präsentiren.

Der Bote ging mit diesen Worten, die eine ehrliche Weigerung enthielten, fort. Frau von Bouillon hielt sich nicht für geschlagen. Es kam ein zweiter Abgesandter, welcher beauftragt war, ihr diesmal anzukündigen, daß die Frau Herzogin die Lecouvreur in ihrem Negligé empfangen wolle, und daß sie vorher keine Toilette machen solle.

Eine neue Verlegenheit; aber auch daraus wußte sie sich herauszuwickeln.

— Danken Sie gefälligst der Frau Herzogin, und sagen Sie ihr, wenn sie nachsichtig genug sei, mir zu verzeihen, so in ihre Nähe zu kommen, so würde mir doch das Publicum nicht verzeihen. Um ihr indessen zu gehorchen, werde ich die Ehre haben, mich ihr in den Weg zu stellen und sie zu begrüßen, wenn sie hinausgeht.

So unerklärlich auch dieser Einfall war, begab sich die Schauspielerin an den verabredeten Ort und erwartete diese stolze Feindin, die sie hatte tödten wollen. Diese Zusammenkunft war auffallend. Die Freunde der Lecouvreur hielten sich ein wenig zurück, alle bereit, ihr zu Hülfe zu kommen, wenn es nöthig sei. D'Argental war da nebst dem Grafen von Sachsen und viele Andere.

— Ah! mein Herz, wie wünsche ich Ihnen Glück, sagte die Herzogin, sich ihr mit sehr liebenswürdiger Miene nähernd, Sie waren erhaben, man kann nichts Schöneres sehen. Wie gut sie die Eifersucht ausdrücken!

— Es ist eine böse Leidenschaft, Madame, die oft weiter führt, als man nur will, versetzte Adrienne mit

heiterer Miene, das werden Sie zugestehen, wie ich es zugestehe, nachdem ich eben Atalide habe erdrosseln lassen.

Der Pfeil traf sicher, sie wußte es aber zu verbergen, und das Gesicht war nicht weniger offen.

— Sie sind die Erste in Ihrem Genre, mein Fräulein; man hat eine Leidenschaft nie so gut ausgedrückt. Fahren Sie so fort zu unserem Vergnügen und Ihrem Ruhm, und rechnen Sie auf meinen Schutz.

Mehr wurde nicht zwischen ihnen gesprochen und sie ging weiter. Jedesmal, wenn die Lecouvreur spielte, nahm Frau von Bouillon ihre Loge ein und applaudirte mit Begeisterung. D'Argental erzählte uns, daß man bei der Schauspielerin sehr darüber lache und sie die Officiantin des Satan nenne, wegen der Plätzchen, die sie im Auftrage des Teufels bereitet.

Einige Zeit darauf sollte Adrienne die Jokaste in Voltaire's Oedipus spielen. D'Argental und Pont-de-Veyle kamen, mich zu fragen, ob ich mit ihnen, mit Frau von Parabère und Fräulein Aissé dorthin gehen wolle. Ich willigte ein, denn ich liebe das Schauspiel sehr.

Es ist eine lange und schwierige Rolle. D'Argental versicherte uns bei'm Eintreten, er habe sie eben auf dem Theater verlassen, sie sei am Morgen ein wenig unpäßlich gewesen, doch fühle sie sich jetzt kräftig und aufgelegt, und wir würden mit ihr zufrieden sein.

In der That fing sie vortrefflich an, sie hatte einen herrlichen Ausdruck und wurde sehr beklatscht; Frau von

Bouillon war wie immer auf ihrem Posten und applaudirte mehr als irgend sonst Jemand.

Um die Mitte des zweiten Acts begann sie schwächer zu werden. Von Zeit zu Zeit wurde sie blaß und ihr Gesicht zog sich krampfhaft zusammen.

— Ach! sagte ich zu Frau von Parabère, sie scheint zu leiden.

— Es ist wahr, sie thut mir sehr leid, sagte Fräulein Aïssé.

Als das Stück zu Ende ging, schien das Uebel zuzunehmen, und wir schickten d'Argental ab, um uns Nachricht zu bringen. Er kehrte nicht zurück.

— Sie ist offenbar krank, sagte Pont-de-Veyle, als das Stück zu Ende war.

Wie groß war unser Erstaunen, als wir sie in dem kleinen Stücke „der Florentiner,“ worin sie bezaubernd war, wieder erscheinen sahen. Hübsch, lebhaft, geistreich wie ein glückliches Mädchen bei'm besten Befinden, beruhigte uns dies vollkommen.

Man muß wissen, daß die Lecouvreur seit dem Streite mit Frau von Bouillon in Paris zu einer Heldin geworden war, und daß sich alle Welt für sie interessirte.

D'Argental ließ uns sagen, wir sollten ihn nicht erwarten; seine Freundin habe während der Tragödie einen entsetzlichen Ruhranfall gehabt und reines Blut von sich gegeben; sie wäre schon völlig ermattet gewesen, habe aber doch in dem kleinen Stücke wieder erscheinen wollen,

damit man nicht wie das letzte Mal sage, daß sie vergiftet sei.

— Jetzt ist sie wie todt, so sehr ist sie erschöpft, fügte d'Argental's Lakai hinzu, und mein Herr hat sie nebst dem Herrn Grafen von Sachsen und dem Herrn von Voltaire nach Hause geführt; sie werden wahrscheinlich die Nacht dort zubringen, und sie wird morgen früh vielleicht nicht mehr am Leben sein.

Als diese Nachricht bekannt wurde, war das Wort Gift in jedem Munde. Man schickte von allen Seiten zu der Thür der Lieblingsschauspielerin, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und Frau von Bouillon häufiger, als die Anderen. Endlich weigerten sich ihre Bedienten, dorthin zu gehen, weil die Menge sie ohne Gnade todtschlagen wolle, und ihre Herrin war genöthigt, sich verborgen zu halten, sonst würde es ihr übel ergangen sein. Sie erschien lange nicht wieder im Theater, sonst würde man sie hinausgejagt haben.

Die Lecouvreur hatte Convulsionen, was sonst bei dieser Krankheit nicht gewöhnlich ist. Endlich ging es besser, und man glaubte sie gerettet. D'Argental kam, es uns in der Hast und ganz freudig zu sagen.

— Das liebe Geschöpf hat ihr Testament vor vier Monaten gemacht, denn sie erwartete diesen Anfall. Ich bin ihr Testamentsvollstrecker, und wenn Gott sie uns genommen hätte, hätte ich nicht berücksichtigt, was die Welt darüber sagen würde, und es angenommen.

— Sie hätten wohlgethan, mein Herr, der Wille

der Todten ist heilig. Aber hat sie denn wirklich Gift bekommen?

— Die Aerzte leugnen es. Sylva und Bierac sind einstimmig. Gegen Sylva habe ich einiges Mißtrauen, weil er Hofmann ist; aber Bierac's Geradheit ist bekannt, und er behauptet, daß bei ihrem Uebel Alles natürlich zugeht.

— Man verbreitet, daß sie durch ein Lavement vergiftet worden, ehe sie die Bühne betreten.

— Das ist falsch, übrigens müssen wir sagen, Gott allein weiß es. Der Graf von Sachsen flößte uns Mitleid ein; er hat sie keinen Augenblick verlassen, auch Voltaire nicht, und ich kehre zu ihr zurück. Gott sei Dank! sie ist gerettet, sonst weiß ich nicht, was wir mit dem Grafen hätten anfangen sollen.

Sie war durchaus nicht gerettet, sie starb denselben Abend in dem Augenblick, wo man es am wenigsten erwartete; sie erlosch wie eine Kerze, so daß man glaubte, sie schlafe, und es nicht bemerkte. Sie hatte ihren Kopf auf Voltaire's Schulter gelegt. Ihr Geliebter faßte ihre Hand und fand sie kalt. Er stieß einen entsetzlichen Schrei aus und rief:

— Sie ist todt! sie ist todt!

Man mußte ihn mit Gewalt von der Leiche wegziehen, und länger als sechs Wochen war er wie wahnsinnig.

Man öffnete dieses schöne Mädchen und fand die Eingeweide vom Brande zerfressen. Voltaire war zugegen.

Er versichert und schwört in allen Sprachen, daß sie nicht vergiftet worden, daß es Verleumdungen sind, und daß das Haus Bouillon bereit ist, ihn zu unterstützen. Man verlangte es nicht, aber die Herzogin hütete sich klüglich, zu erscheinen, und sie that wohl daran.

D'Argental war, wie er mir angekündigt hatte, ihr Testamentsvollstrecker; er vertheilte die Vermächtnisse und erhielt für seinen Antheil eine herrliche antike Melpomene, die irgend ein Engländer von den in Athen angestellten Ausgrabungen mitgebracht, und welches ein vortreffliches Stück war.

Dabei blieb die Sache. Wie ich gesagt habe, war der Abbé Bernis im Seminar, und fast noch ein Kind, hatte ihn seine Feldschule zu den Priesterinnen der Venus geführt, bis man ihn von Neuem einsperrte, und endlich kam er, wie wir ihn gesehen haben, als zerlumpter Abbé daraus hervor und machte kleine Verse.

Man hatte nicht mehr von Bouret reden hören. Der Abbé von Bernis bewahrte die Erinnerung an ihn, und als er mächtig geworden war, begann er diesen jungen Mann aufzusuchen. Frau von Bouillon war todt, und man dachte an dies Alles nicht mehr. War dieser Unglückliche ermordet worden? Brachte er sein Leben im Gefängnisse hin? Er erzählte dem Könige und der Frau von Pompadour die Geschichte; er interessirte sie dafür und es wurde der Befehl gegeben, in allen Gefängnissen Frankreichs nachzusuchen.

Man begann mit der Bastille, als dem nächsten,

und man fand in einem Zimmer des dunkelsten Thurmes einen Mann, der nur mit einer Nummer bezeichnet war, der sich seit beinahe zwanzig Jahren dort befunden, und dessen Signalement, sowie dessen Zeit der Verhaftung genau mit der dieses Abbé Bouret übereinstimmte; nur war es nicht derselbe Name.

Man befragte ihn, was man bisher noch nie gethan hatte; er war vergessen worden und Niemand wollte seine Rechtfertigung hören. Zuerst fragte man ihn, wer er sei, und er antwortete:

— Der Abbé Bouret, der arme Abbé Bouret, der Unschuldigste der Menschen, und verurtheilt, ohne gehört zu werden.

Man ließ ihn seine Geschichte erzählen. Er wurde als der Abbé Bouret anerkannt und nach weiteren Erkundigungen entdeckte man, daß der Verhaftsbefehl einen anderen Namen enthielt, daß man den armen Abbé ergriffen und in dieses Gefängniß geworfen. Indessen war der Befehl gegeben worden, ihn zu schonen, ihn nicht zu quälen, und ihm zu bewilligen, was ihm nothwendig sei. Man brachte ihn in ein Zimmer und nicht in einen Kerker, man gab ihm gute Nahrung, man gestattete ihm, zu lesen und Bücher aus der Bibliothek zu nehmen, unter der Bedingung, daß er Alles zeige, was er schreibe, und daß die verlangten Bücher durch die Hände des Gouverneurs gingen.

Außer der Freiheit hatte er Alles, und er durfte mit Niemand sprechen. Der arme Mann verlangte jeden

Augenblick, daß man ihn verhöre, daß man ihn nicht dort sterben lasse, ohne ihm zu sagen, warum. Man hörte ihn nicht an, er gehörte zu den geheimen Gefangenen und bekam eine Nummer.

Man stattete dem Könige und der Frau von Pompadour über dieses Verhör Bericht ab; man erzählte es dem Abbé von Bernis, der seinen alten Freund erkannte und dringend bat, ihn in Freiheit zu setzen.

Der König gab auf der Stelle den Befehl dazu. Der Abbé Bouret wurde in Freiheit gesetzt, man führte ihn aus der Bastille; vor der Thür war er wie versteinert und wußte nicht, was werden sollte. Seine Ueberraschung war außerordentlich groß, als er die Karosse eines Fürsten der Kirche erblickte, deren Tritt niedergeschlagen war, und als ein Lakai sich ihm, den Hut unter dem Arme, näherte und ihn respectvoll bat, sich die Mühe zu geben, einzusteigen, da Seine Eminenz warte.

— Ich? rief Bouret, ich bin es nicht, Sie irren sich.

— Nein, Herr Abbé, Seine Eminenz erwartet Sie, kann ich Ihnen versichern. Sehen Sie nur, wie ungeduldig er Ihnen zuwinkt.

Der Abbé ging, seine Füße fortschleppend, mit tiefen Verbeugungen auf die Karosse zu.

— Ei! komm doch, Abbé, man hat viel Mühe, Dich zu haben; Du liefest ehemals schneller auf der sandigen Ebene, als Du Meuchelmörder auf den Fersen zu haben glaubtest.

Er erhob den Kopf, und ungeachtet der zwanzig

Jahre und des rothen Gewandes erkannte er den Abbé von Bernis.

— O Himmel! rief er, indem er seinen Hut fallen ließ.

— Ich bin es selber, mein Freund, und mit Gottes Hülfe habe ich Dich in Deinem Loche ausgewittert. Wir werden einander nicht wieder verlassen. Ich nehme Dich mit nach Venedig, wohin ich als Gesandter gehe, und vorher will ich Dich Seiner Majestät vorstellen, der keine Ahnung von der Ungerechtigkeit hatte, die man in seinem Namen begangen.

— Du willst mich gegen die Bouillon beschützen?

— Ah! Verzeihung, Eure Eminenz, Verzeihung —

— Wir sind gute Freunde, alte Freunde, Bouret, und nichts von Eminenz, wenn wir allein sind.

Er nahm ihn mit und hat ihn noch bei sich.

Es ist gewiß ein schöner Zug von dem Abbe von Bernis, den ich habe anführen wollen, um ihn bekannt zu machen.

....

Vierzehntes Kapitel.

Einer der wunderlichen literarischen Freunde des Abbé Bernis, vor seiner Größe, war der gute Panard, mit dem man sich nicht so viel beschäftigt hat, wie er es verdiente. Es war ein seltsames Geschöpf, welches ich sehen wollte, als ich von ihm hatte reden hören, sowie seinen Pylades Galet, welches die beiden seltsamsten, dem Trunke ergebenen Dichter von ganz Paris waren.

Galet war ein wassersüchtiger Specereihändler, der sein ganzes Leben damit zubrachte, zu trinken und zu singen, Wortspiele und triviale Scherze zu machen. Er kümmerte sich nicht mehr um den Tod, als um eine leere Flasche, und als er fast schon in den letzten Zügen lag, hörte er nicht auf zu lachen und zu scherzen.

Er ging in den Tempel, als er bankrott gemacht hatte, und man sprach selbst bei dem Prinzen von Conti von ihm. Als der Geistliche kam, um ihm die letzte Oelung zu geben, sagte er:

— Sie kommen meine Stiefel zu schmieren; aber es ist unnütz, denn ich gehe zu Wasser ab.

Er schickte zu gleicher Zeit diese Verse, welche zu jener Zeit alle Welt sang:

Mit diesen Versen sei zufrieden,
Ich machte Dir noch mehr hienieden,
Und mehr, als man Apostel zählt;
Doch, lieber Collé, g'rade jetzt
Erwartet mich der Sensenmann,
Der mich als Beute ausgewählt.

Und dieser Mann starb eine Viertelstunde später, nachdem er den letzten Vers dieses Couplet geschrieben, und indem er seinem Kameraden zulachte.

Dies erinnert mich an den alten Vicomte de Celles, als er dem Tode nahe war, und den ich eine Stunde vorher, als er mich darum gebeten, besucht hatte. Er führte beständig Witze und Scherzreden im Munde, und sah in seinem Bette wie ein Gespenst aus; ich sah wohl, daß er nicht wieder aufkommen würde, wollte ihm aber doch Hoffnung geben.

— Muth gefaßt, mein Herr, dies wird nichts zu bedeuten haben, Sie werden darüber wegkommen.

— Ja, wenn nicht darunter weg.

Dies waren seine letzten Worte.

Mit Panard war es noch anders, er dachte durchaus an nichts auf dieser Welt. Die Vergangenheit, die Zukunft, Nahrung und Wohnung, das Alles bekümmerte ihn nicht.

— Das geht meine Freunde an, sagte er.

In der That beschäftigten sich auch seine Freunde damit.

Marmontel hat mir erzählt, wenn er zu der Zeit;

als er den Merkur gehabt, einige Verse gewollt, so habe er sich an Panard gewendet und sie von ihm verlangt, welcher ihm dann geantwortet:

— Suchen Sie in meiner Perrückenschachtel.

Dort hinein warf er sie, nachdem er sie im Wirthshause geschrieben, und oft waren Weinflecke darauf. Als man ihm eine Bemerkung darüber machte, antwortete er:

— Es ist das Siegel des Genies.

Einige von seinen Chansons sind reizend. Alle waren bei Tafel improvisirt, und er vergaß sie nachher wieder. Nach seinem Tode hat man sie gesammelt.

Als er seinen Freund Galet verlor, war er lange Zeit sehr traurig, und als man mit ihm von seinem Schmerze sprach, antwortete er:

— Ah! er ist freilich sehr tief und lebhaft! ein Freund von dreißig Jahren, mit dem ich mein Leben hinbrachte! auf der Promenade, im Schauspiel, im Wirthshause, immer bei einander! Ich habe ihn verloren, ich werde nicht mehr mit ihm singen und trinken. Er ist todt, ich bin allein auf der Welt, ich weiß nicht, was aus mir werden soll. Sie wissen, daß er im Tempel gestorben ist?

Und darüber brach er in Thränen aus.

— Ich bin gegangen, um auf seinem Grabe zu weinen und zu seufzen. Und welch ein Grab! Sie haben ihn unter eine Dachtraufe gelegt, ihn, der, seit er zur Vernunft gekommen, kein Glas Wasser getrunken.

Man ließ diesen guten Panard zuweilen zu den vor-

nehmen Damen kommen, wo man ihn zum Souper einlud, indem man ihn täuschte, um das Vergnügen zu haben, ihn anzuhören. Die arme Frau von Mailly, die so gern trank, wettete zur Zeit ihrer Gunst mit dem Könige, daß sie Panard täuschen und ihn zu Tische einladen wolle. Der König war sehr neugierig, zu erfahren, wie sie sich dabei benehmen würde. Wenn er den Namen der Gräfin gehört hätte, würde er sich aus dem Staube gemacht haben, denn er scheuete die feinen Manieren wie das Wasser.

Sie verkleidete sich eines Tages mit Frau von Vintimille, wie ich von dieser letzteren gehört habe, und da gingen sie, Panard in einer Schenke an der Barrière von Maine aufzusuchen, wo er seinen Hof hielt. Sie hatten Herrn von Richelieu bei sich, der einen Verkäufer aus den Hallen in seinen Sonntagskleidern, und Paris-Duvernay, der einen Kohlenhändler vorstellte. Die Damen selber hätte man bei ihrer Korpulenz wohl für zwei Fischhändlerinnen halten können.

Die Vorstädter spotteten sehr über den winzigen Herzog, der schlank und mächtig wie ein Petitmaitre unter seinem weißen Hute einherstolzirtr. Sie fragten ihn, wie viele Säcke er zugleich aufheben könne, und da er es nicht übel nehmen konnte, so nahm er den Scherz sehr gut auf.

— Ich bin nur der Aushelfer, antwortete er, und werde mich bessern.

— Mein Junge, bei solchen Werkzeugen, wie diese, sagte Einer von diesen wackeren Leuten, indem er eine

von den Händen des Herzogs zwischen seine Finger nahm, kann man nur Perrückenmacher oder Damenfriseur werden.

— Nun gut! da will ich Perrückenmacher werden.

— Topp! wenn Du noch keinen Herrn hast, so will ich Dir einen verschaffen. Ich habe einen wackeren Bruder, der im gekrönten Hühnchen die Bärte wegmacht, der sucht einen Lehrling; paßt Dir das?

— Das will ich meinen, daß es mir paßt. Und wo ist dieses gekrönte Hühnchen?

— Hier ganz in der Nähe, zum Henker! laß uns ein Glas Wein trinken, und dann wollen wir gehen.

— Nun ja — aber ich habe da mein Cousine bei mir, die mit mir hieher gekommen ist, da wir nicht in diesem Stadtviertel wohnen, um hier Jemand zu suchen.

— Wer ist das? Ich kenne hier Jedermann.

— Es ist der Versemacher Panard.

— Ich will Euch zu ihm führen, es ist mein bester Freund, wir trinken alle Tage zusammen, der wackere Mann und ich.

Er faßte sie bei der Hand und führte sie an das andere Ende des Saales, wo Panard sang und trank. Der Vorstädter rief ihm zu:

— Panard, man verlangt Dich.

— Wer denn?

— Diese Damen und diese Seigneurs, fügte er mit Nachdruck hinzu, ohne sich träumen zu lassen, daß er es so gut getroffen.

— Was wollen sie von mir?

— Monsieur Panard, sagte Frau von Mailly, welche näher trat, wir haben Ihre Chansons gelesen und gesungen, und kommen ausdrücklich von Versailles, um Sie zu sehen und mit Ihnen zu Mittag zu speisen.

— Ist das wahr?

— Ja, vollkommen wahr.

— Ihr habt keinen verdorbenen Geschmack, meine Kleinen, und Ihr versteht Euch darauf. Und Ihr wollt, daß wir zusammen zu Mittag speisen, wann und wo?

— Nun, heute, und wo Sie wollen.

— Hier also. Laßt mich nur machen, wir haben hier einen Wein, der des königlichen Kellers würdig ist. Ihr werdet zahlen?

— Das versteht sich von selbst.

— Und Ihr werdet nicht blos zusehen wollen, das versteht sich auch von selbst; Ihr sollt schon etwas Gutes für Euer Geld haben, da könnt Ihr ruhig sein.

Dann ging Panard mit ihnen hinaus und führte sie in eine Art Cabinet, welches auf einen hübschen Garten hinausging. Es befanden sich dort wackelige Bänke, ein durchlöcherter Tisch und Alles gehörig mit Wein befleckt, das heißt mit dem Wein, welchen diese ehrlichen Leute von Kirschen und tausend Ingredienzen fabriciren. Der Geruch war nicht auszuhalten; Frau von Mailly hielt sich gut, aber Frau von Vintimille konnte es nicht ertragen und ging in den Garten.

Herr von Richelieu hätte sich auch gern derselben Schwäche hingegeben, und er machte den Vorschlag, im

Freien zu speisen, was mit Acclamation angenommen wurde. Der wackere Mann war da wie zu Hause, alle Leute kannten ihn und er bestellte das Festin als Stammgast, und die Weine, als wenn er Kellermeister wäre. Der Einführer nahm natürlich auch an dem Feste Theil.

Panard war bezaubernd, er trank um einen Gendarmen zu beschämen, er improvisirte Couplets und Madrigale und wiederholte die Schlußreime, welche die ganze Schenke im Chor sang; es war ein Lärm, wovon diese Damen bezaubert waren, und den sie gern den Soupers bei Hofe vorgezogen hätten. Ich hätte mich nicht entschließen können, an diesen Partien Theil zu nehmen; ich verabscheue diese Vergnügungen und liebe nur den delicaten Geist.

Die Wette wurde gewonnen und der König zahlte sie galant und königlich. Herr von Richelieu war der passendste Mann auf der Welt zu solchen Thorheiten. — Nach ihm oder vielmehr zu gleicher Zeit mit ihm hat seine Tochter sie fortgesetzt. Man hat viele Dinge von ihr erzählt, die vielleicht nicht wahr sind. Was ich gewiß weiß, ist ihre Liebe zu dem Grafen von Gisors, dem Sohne des Marschall von Belle-Isle, dem liebenswürdigsten und schönsten Herrn des Hofes. Diese Liebe hatte ein trauriges Ende, denn der Graf wurde bei der Armee getödtet. Frau von Egmont konnte sich nicht darüber trösten und man konnte ihr seitdem keine ernstlichen Galanterien beilegen.

Ich werde mich nicht damit unterhalten, im Einzel-

nen von dem Marschall von Richelieu zu reden; es giebt keine Schrift jener Zeit, die nicht von seinen Werken und Thaten voll ist. Er ist sechzig Jahre lang überall unentbehrlich gewesen. Ich habe ihn gekannt, wie alle, und habe ihn nie geliebt oder geachtet. Er besaß nur Geist, Ehrgeiz, Intrigue, sowie viel Kühnheit und natürliche Tapferkeit. Was das Herz, die Gesinnungen und die Großmuth betrifft, so ist es nicht nöthig, etwas davon zu sagen, das waren versiegelte Briefe. Ich rede wie von der Vergangenheit, und doch lebt er noch und wird noch lange leben. Er ist ein Jahr älter, als ich, und ich bin gewiß, daß er mich begraben wird. Er hat sich eben wieder verheirathet oder ist im Begriff, es zu thun, ich weiß nicht genau, ob die Sache abgeschlossen ist, man hat mir nur davon erzählt.

Ein Mann, von dem ich noch wenig gesagt habe, und von dem ich doch sprechen will, ist Fontenelle. Ich sah ihn oft und liebte ihn, weil er ein guter Unterhalter war. Man behauptete, daß er Egoist sei, daß er nichts für irgend Jemand thue, und daß er sich nur dadurch erhalten habe, daß er den Anderen so viel weggenommen, wie er gekonnt.

Als der Sohn einer Schwester der beiden Corneille, behauptete er eine hohe Verehrung und Bewunderung für seinen Onkel, den großen Tragiker, und eine tiefe Verachtung für seinen Nebenbuhler zu hegen. Auch war Racine der Gegenstand seines Hasses, es ist nicht zu viel gesagt, daß er ihn haßte.

Fontenelle besaß viel Geist und zwar von der besten Art. Seine Philosophie glich nicht der unserer lieben Philosophen von Profession, er tadelte wenig und strebte nach der Vollkommenheit Anderer, unter der Bedingung, daß es nicht zu viel koste, sie zu erlangen.

Wenn er nicht viel für seine Freunde that, so unternahm er auch nichts gegen sie; und das ist schon viel in dieser Zeit. Die berühmte Geschichte von dem Spargel, wovon man so viel gesprochen hat, ist vollkommen wahr. Er erklärte sie, indem er behauptete, er habe die Krankheit nicht für so ernstlich gehalten; ich weiß aber nicht, ob es eine Entschuldigung ist.

Er war in seinem Hause bei der Mittagstafel mit einem seiner Freunde, der ein ebenso großer Gourmand war, wie er, und das wollte nicht wenig sagen, denn Fontenelle war einer der unterrichtetsten Gourmands, die ich gekannt habe; wir haben uns oft über den Küchenzettel unterhalten. Es war zur Zeit, wo es noch wenig Spargel gab und wo man ihn nur schwer haben konnte, und die beiden Esser wollten sich daran nach Gefallen gütlich thun. Nur herrschte eine kleine Verschiedenheit des Geschmacks zwischen ihnen: Fontenelle wollte den Spargel mit einer Sauce, und sein Freund wollte ihn mit Oel. Um sich zu vereinigen, beschloß man, die eine Hälfte auf die eine und die andere auf die andere Weise zu bereiten.

In dem Augenblicke, als man sich zu Tische setzte, wurde der Freund Fontenelle's — ich weiß seinen Namen

nicht nur, sondern habe ihn auch auf der Zunge — erst roth, dann blaß, dann wieder roth und fiel wie ein Bleiklotz hin; man stürzt auf ihn zu, man ruft um Hülfe, man versichert, daß er todt ist und nicht wieder zu sich kommen wird; während dieser Zeit geht Fontenelle in die Küche und ruft der Köchin zu:

— Allen Spargel mit Sauce!

Dies war Alles, was er in diesem Ereignisse sah, wovon er hätte ergriffen sein sollen.

Fontenelle hatte indessen sehr ernstliche Liebesverhältnisse, um welche Wenige wußten; das, mit welchem ich in Verbiudung stand, ist fast ein Roman und währte mehrere Jahre. Ich habe seine Tochter gekannt, welche zu Chaillot in demselben Kloster Nonne war, worin sich die Tochter der Herzogin von Berri und des Herrn von Riom befand. Sie liebten sich und verließen einander nicht. Die Tochter Fontenelle's, das Fräulein von S., war zehn Jahre älter, als die andere, und doch beschützte diese sie. Der Herzog von Orleans hatte ihr eine gute Mitgift gesichert, unter der Bedingung, daß sie einfache Nonne würde und daß man sie zu nichts anhalte. Es war eine sehr schöne Person, als ich sie sah, sehr stolz auf ihre Geburt, durchaus nicht fromm, und wüthend, eingesperrt zu sein. Ehe wir zu ihr und zu dieser interessanten Anekdote kommen, müssen wir mit Fontenelle und seinen Liebesverhältnissen ein Ende machen, deren man ihn nicht für fähig gehalten.

Die Marquise von S. war eine schöne Frau, roman-

tisch, und thöricht, und wohnte in der Provinz in einem schönen Schlosse mit ihrem Manne allein, der außerordentlich eifersüchtig war. Sie las Alles, was von einem Ende des Jahres bis zum anderen geschrieben wurde, und ganz besonders die Werke Fontenelle's, der zu jener Zeit noch jung war und noch jünger schien, als er war.

Diese Frau ließ ihr Gehirn arbeiten, setzte sich etwas in den Kopf, und siehe da, sie verliebte sich in Fontenelle, den sie nie gesehen hatte. Nur wenn man allein auf dem Lande wohnt, kann man solche Einfälle haben.

Sie wußte nichts Besseres zu thun, als ihm ohne Unterschrift zu schreiben, indem sie ihn zu antworten bat. Sie gab ihm die Adresse ihrer Amme, deren sie gewiß war. Er antwortete, bezaubert von dem Briefe, der sehr gut stylisirt war, und verlangte die Fortsetzung dieser Correspondenz, woran sie es nicht fehlen ließ. Der Verkehr wurde sehr lebhaft und der Marquis ließ sich ungeachtet seiner Eifersucht nichts davon träumen. Wer hätte dies auch denken sollen!

Nach zwei oder drei Monaten reichten die Briefe nicht mehr hin; die Liebe war eingestanden und von beiden Seiten wohl aufgenommen worden, und man wollte einander sehen.

Wie wollte man es machen? Fontenelle zauderte nicht. Er verkleidete sich als Colporteur und kam eines Abends auf dem Schlosse an, wo er um Gastfreundschaft bat, welche Leuten seines Schlages, gegen die der Herr kein Mißtrauen hegte, gern bewilligt wurde; sonst nahm

er Niemand auf. Der Colporteur bat um die Gunst, Madame vorgestellt zu werden und ihr seine Waaren anbieten zu dürfen, was man auch sogleich bewilligte. Der Marquis war abwesend, und das war ein günstiger Zufall.

Die vertraute Amme ging, den Liebenden aufzusuchen, und führte ihn herein; er warf den Packen hin und stürzte sich der Marquise zu Füßen, sprach mit noch mehr Beredtsamkeit, als seine Briefe, und erhielt mit lebhafter Stimme die Geständnisse und Versprechungen, die er bereits empfangen.

Dies war ein Entzücken, und Alles, was darauf folgte; aber plötzlich hörte man einen Wagen und Pferde, und der Ehemann kam zurück. Man wurde unruhig, man wußte nicht, was man anfangen sollte; man wollte ihn hinausführen, aber anstatt dessen schloß man ihn in ein enges Cabinet ohne Fenster und ohne anderen Ausgang, als durch das Zimmer seiner Geliebten; aber man vergaß den Packen.

Der Mann kommt, wirft einen argwöhnischen Blick um sich, sieht seine Frau verwirrt und die Amme ebenfalls und bricht los. Die Marquise hatte so vollständig den Kopf verloren, daß sie kein Wort hervorbringen konnte, so heftig er sie auch schüttelte. Die Amme hatte mehr Geistesgegenwart und zog sie aus der Verlegenheit.

Sie warf sich auf die Knie und rief, sie sei allein schuldig und der Zorn ihres Herrn müsse auf sie fallen, und nicht auf ihr liebes Kind. Und dann gestand sie

mit vielem Schluchzen und Thränen, daß sie einen Colporteur ungeachtet des ausdrücklichen Verbots eingelassen, und daß sie sich Putzsachen hätten auswählen wollen, als er eingetreten, und daß die Furcht vor seinem Zorn sie Beide in den Zustand versetzt, worin er sie gefunden.

Diese Erklärung beruhigte den Eifersüchtigen ein wenig, ohne ihm völlig zu genügen; er that Fragen, die ihnen Zeit ließen, sich zu erholen. Wo war dieser Colporteur? Was wollte er? Was war es für ein Mann? Man antwortete auf Alles und man wagte endlich, ihn erscheinen zu lassen.

— Für wen werde ich in den Augen dieses Mannes gelten, Madame? Sie spielen mit meinem Ruf. Uebrigens ist es mir sehr lieb, zu wissen, was in diesem Packen ist. Rufen Sie ihn.

Und man zog ihn aus dem Cabinet hervor. Glücklicherweise hatte er Alles gehört, glücklicherweise hatte er viel Geist und spielte die Komödie vortrefflich; glücklicherweise war der Packen wirklich mit Waaren gefüllt. Fontenelle trat mit bedächtiger Miene ein und sagte, er sei aus der Normandie, was auch mit der Wahrheit übereinstimmte, und was sein Dialect verrieth. Er zählte eine ganze Reihe erstaunlicher Erfindungen auf und endete damit, seine Waaren auszukramen und sie nach Art der Kaufleute in den Buden des Palais anzupreisen. Er spielte seine Rolle vortrefflich; der Ehemann wurde dadurch getäuscht, kaufte ihm seine Putzsachen ab und be-

zahlte sie ihm, was noch mehr war. Man hat sehr darüber gelacht.

So besuchte er diese Dame zwei Jahre lang, höchstens zwanzigmal im Jahre, bei Gefahren und unter Verkleidungen jeder Art. Einmal blieb er zwei Tage in eben diesem Cabinet und man zog ihn halb todt vor Kälte daraus hervor. Ein andermal konnte er ihr in einer Hecke nur die Hand küssen, während der Ehemann zu ihr hinübersprach. Sie liebten einander nur um so mehr.

Der Erfolg von dem Allen war eine Tochter, die man verbergen mußte, und es gelang mit Hülfe eines gefälligen Arztes, indem man eine Krankheit vorschützte, in Folge welcher sie vier oder fünf Monate das Bett hüten mußte. Sie war beständig unter dem Todesstreiche. Wenn der Ehemann die Sache entdeckt hätte, würde er sie bestimmt getödtet haben; es war einer von den Cavalieren von dem alten Felsen, die über das Kapitel der Ehre nicht scherzen und die niemals verzeihen.

Das Kind wurde von seiner Geburt an ins Kloster gebracht; eine Freundin ihrer Mutter nahm sie mit sich und erzog sie. Sie ist nie daraus hervorgegangen und ich habe sie gut gekannt. Fontenelle besuchte sie oft und verbarg ihr nicht, daß er ihr Vater sei; aber weder sie noch irgend sonst Jemand hat je den Namen der Marquise erfahren. Er bezeichnete sie nur mit diesem S. und fügte hinzu, daß dies nicht der rechte Anfangsbuchstabe sei. Das Geheimniß wurde wohl bewahrt. Die Dame starb jung und hat ihr Kind nicht gesehen.

Man nannte sie Schwester Josephine; sie war nicht hübsch, aber sie hatte allen Geist ihres Vaters und ich habe selten eine interessantere Unterhaltung gehört. Die Aebtissin und die Nonnen schätzten sie sehr. Sie erlangte mehr Macht durch ihre Verbindung mit der jungen Prinzessin, von der wir sogleich reden werden, und die eine andere Person war.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Frau Herzogin von Berri hatte, wie man weiß, diese Tochter aus ihrer wirklichen Ehe mit dem Grafen von Riom. Sie bat ihren Vater sehr, ihr zu erlauben, sie für rechtmäßig zu erklären, wovon er nie hören wollte, obgleich er ihr sonst nie etwas abschlug.

Sie wurde vom Luxemburg nach Meudon gebracht, wo man ihr ein Haus kaufte, für sie, für ihre Amme und für einen Bedienten, den man ihr gab und den man unter den Befehl ihrer Gouvernante, der Madame Dumesnil, stellte. Sie war als Marie Philippine de Riom getauft und vollständig als solche erklärt worden. Dies konnte Niemand verhindern, nur war nicht von ihrer Mutter die Rede.

Der Herzog von Saint-Simon und andere ernste Hofleute machten dem Regenten bemerklich, daß es ein Scandal sei und daß er nicht zugeben dürfe, daß diese Quasi-Prinzessin sich vor den Augen der Welt unter dem Namen ihres Vaters einrichte; er müsse sie entfernen, um sie zu verhindern, zu reden, wenn es überhaupt möglich sei.

Er sagte es seiner Tochter, die darüber aufgebracht wurde und von nichts hören wollte.

Eines schönen Morgens wurde das kleine Mädchen entführt und die Amme mit ihr, und man wußte nicht, was aus ihr geworden. Die Herzogin von Berri hatte nur ein mittelmäßiges Mutterherz; sie ging wohl zu ihrem Vater, um zu weinen, aber im Grunde kümmerte sie sich nicht weiter darum, als er ihr gesagt hatte:

— Ich habe mich dazu verbindlich gemacht, sei ruhig, es wird ihr an nichts fehlen.

Sie war in der That ruhig. Es war nicht so mit Herrn von Riom. Dieses Kind war sein Glück, der lebende Beweis seiner Verbindung mit dem königlichen Hause. Er wollte es haben. Er quälte die Prinzessin und diese beschäftigte sich wieder mit der Sache. Sie wußte nicht, was man mit Marie Philippine angefangen hatte, und als sie ihren Vater auf's Aeußerste trieb, deutete er seinen Entschluß an.

Die Kleine wäre in einem sehr entfernten Kloster; er habe ihr eine Mitgift festgesetzt, wenn sie sie aber von dort zu entfernen suche, wenn sie sich im geringsten mit ihr beschäftige, würde er sie noch weiter wegschicken und sich nicht mehr um ihren Unterhalt bekümmern.

— Ebenso, fügte er hinzu, wird es mit allen Kindern sein, die Du noch in die Welt setzen wirst. Laß es Dir hiermit gesagt sein.

Diese Erklärung führte zu einer Scene, in welcher die Tochter zu ihrem Vater sagte:

— Ich weiß nicht, warum Sie meine Kinder verfolgen; sie sind doch gewisser von dem Blut der Bourbons, als der Abbé von Saint-Phar oder der Chevalier von Orleans.

Es waren zwei natürliche Söhne ihres Vaters, wovon der letztere anerkannt worden.

Die Prinzessin starb kurze Zeit nachher. Der Regent war in Verzweiflung und wollte seine Enkelin umarmen. Er ließ sie in das Palais-Royal kommen und vertraute sie der Frau von Chelles an, die sie einige Zeit bei sich behielt und sie zum Andenken an ihre Schwester ganz behalten wollte. Man nahm sie im Alter von fünf Jahren wieder weg.

Es war zu spät, Philippine von Riom kannte ihre Geburt und der Stolz keimte in ihrem Herzen. Sie wurde nach Chaillot geführt, wo man ihr erklärte, daß sie den Schleier nehmen werde. Der Herzog von Orleans sah sie oft und noch am Morgen seines Todestages.

Das Kind hatte die Gewohnheit des Gehorsams und wagte nicht, sich zu widersetzen, aber als sie groß wurde, zeigte sie mehr Kühnheit. Sie wurde schön und geistreich, wie ihre Mutter, sie wurde coquett und begann ihren Schleier als Diadem zu ordnen.

— Ich gehöre dem Hause von Frankreich an, sagte sie oft, ich bin eine Verwandte des Königs und es ist eine große Ungerechtigkeit, mich so einzuschließen; mit meinen Cousinen, den Prinzessinnen, ist es nicht so.

Alle diese Ideen schlugen Wurzel in ihrem Kopfe.

Sie hegte, wie ich gesagt, eine große Freundschaft für Fontenelle's Tochter, und Beide erdichteten Romane und Abenteuer, die sich an dem Klostergitter die Nase zerbrachen.

Es sollte nicht immer so sein.

Man war nicht strenge gegen Philippine, besonders nicht, seitdem sie ihre Gelübde abgelegt hatte; man ließ sie in das Sprachzimmer kommen, wo die Damen ihre Gegenwart wünschten. Ich ging mit Frau von Parabère dorthin und so lernte ich sie kennen. Ihr Vater beunruhigte sich ihretwegen nicht, seitdem sie ihm nichts nützen konnte, doch kam er noch zuweilen zu ihr. Außer den Besuchen war sie von vielen Diensten entbunden und ging nur zur Messe, wenn es ihr gefiel, und konnte frei im Umkreise der Mauern des Klosters und des Gartens spazieren gehen.

Eines Tages unterhielt sie sich damit, eine kleine Treppe über dem Waschhause hinaufzuklettern, und entdeckte zu ihrer unaussprechlichen Freude, daß sie zu einem Boden führte, aus dessen unvergittertem Fenster sie eine Aussicht auf den Nebengarten hatte, wo sie ein prächtiges Haus bewunderte. Es war eine unvergleichliche Freude für sie, und jeden Tag benutzte sie ihre Freiheit und brachte Stunden lang damit zu, die freie Luft des kleinen Fensters zu athmen.

Das Haus war von einem jungen Cavalier bewohnt, der sehr schön, verwaist, reich, aber seltsam erzogen war. Sein Vater war früh gestorben, seine Mutter war un-

tröstlich gewesen und hatte Jahrelang in dieser Zurückgezogenheit gelebt, ohne irgend Jemand bei sich zu sehen. Sie galt für todt, denn sie schrieb nicht an ihre nächsten Verwandten, und als sie starb, befand sich ihr Sohn ohne andere Erziehung, als die, welche ihm die Zärtlichkeit seiner Mutter gewährt hatte, völlig allein und außer Stande, seine Güter zu verwalten, da er vor der Welt nur den kleinen Raum kannte, wo er gelebt hatte.

Er war furchtsam, schwermüthig und wurde ein Menschenfeind. Er wies die wenigen Menschen, die sich für ihn interessirten, von sich zurück und lebte wie ein Einsiedler, ohne irgend etwas kennen zu lernen oder zu sehen, obgleich er unermeßlich reich war.

Auch er las Romane, auch er dachte an die Liebe, an das Glück, an die Freiheit, ohne das Mittel zu finden oder auch nur zu suchen, zu dem Allen zu gelangen.

Philippine hatte ihn schon seit mehreren Tagen gesehen, ehe er den Kopf zu ihr erhoben hatte. Endlich begegneten ihre Augen einander und er blieb wie geblendet stehen. Das arme Mädchen wurde bewegt und bezaubert und entfloh furchtsam.

Die ganze Nacht verging damit, an den schönen jungen Mann zu denken, welcher seinerseits nicht weniger an sie dachte. Am nächsten Morgen war er, sobald die Mette läutete, im Garten, die Nase in die Luft gerichtet, und sobald Philippine entfliehen konnte, lief sie auf den Zehen zu ihrem Fenster, streckte den Kopf aus und erblickte ihren Nachbar auf der Wache.

Dieser Anblick aus der Ferne war eine große Sache für Leute, die nicht wußten, wohin er führen konnte, und die allein ihrem Instinct folgten. Sie begannen also ein Verfahren, welches noch lange währte, und darin bestand, einander zu sehen, ohne daß sie gesehen sein wollten. Jeder wagte den Anderen anzusehen und zog sich dann hastig zurück.

Der Vicomte de la Salette gewährte Philippinen einen verweigerten Genuß. Sie vertraute der Schwester Josephine ihre Entdeckung an, indem sie sie mit sich führte, um ihre Meinung über den Werth der Eroberung zu hören. Ihre Meinung war durchaus günstig, aber die Tochter Fontenelle's glaubte, einige Vorstellungen über die Gefahr dieser Unterredungen und die Nothwendigkeit, sie einzustellen, machen zu müssen.

Philippinen fehlte es nicht an Gründen, dieses Urtheil umzustoßen. Sie versicherte, sie würde nicht dorthin zurückkehren, wenn ihre Freundin etwas dagegen einzuwenden habe, aber gewiß sei nichts Böses dabei, da man sie wider ihren Willen zur Nonne gemacht, und sie ihre Gelübde nur mit den Lippen ausgesprochen, und da ihr Herz und ihr Wille sie niemals genehmigt hätten.

Diderot hat aus dieser Geschichte die erste Idee zu seiner Abhandlung über die Religion geschöpft; er hat sie noch beträchtlich vermehrt, da die arme Philippine zu jenen gedankenvollen Personen gehörte, die nicht wissen, woran sie sich zu halten haben.

Sie verbarg sich von jetzt an vor ihrer Freundin,

die sich wohl vorstellen konnte, was vorging, aber die Augen schloß, wie sie wenigstens fast zugestanden hat. Das junge Mädchen ging alle Tage auf diesen Boden und wurde endlich so kühn, daß sie lächelte und die Blumen annahm, die er ihr zuwarf; dann nahm sie einen Brief an, beantwortete ihn und sprach endlich mit ihm; sie erfuhr seinen Namen, sagte ihm den ihrigen, erzählte ihm ihr Unglück, ihren Wunsch, das Kloster zu verlassen, und auch ein wenig von der Liebe, die sie für ihn hegte. Sein Entzücken war außerordentlich; er kletterte endlich Abends zu diesem Fenster hinauf, und sie entfloh aus ihrer Zelle, um zu ihm zu gelangen. Sie plauderten ganze Nächte durch, er auf der Leiter und sie auf dem Boden; zu einander zu kommen, daran war nicht zu denken, denn das Fenster war zu eng und gestattete nur die Unterhaltung.

Was war zu machen? Die Verliebten konnten nicht dabei stehen bleiben, die Liebe hält nicht an, ehe sie befriedigt ist; sie erdachten die unsinnigsten Pläne, die ihnen ihre Jugend eingab. Philippine fand den rechten; er war kühn, aber er mußte gelingen, und er gelang auch.

Herr von Riom kam, wie gesagt, selten, aber er kam doch zuweilen, und jedesmal beklagte er dann mit ihr die Strenge, womit sie behandelt wurde, und sprach den Wunsch aus, sie in der Welt zu sehen.

Sie dachte daran, sich seinen Beistand zu verschaffen. Weit entfernt, fromm zu sein, war er einer der Ersten, der sich den freien Grundsätzen hingab, die später Mode

geworden sind. Der Bruch der Gelübde war also eine Kleinigkeit für ihn, und Philippine wußte es wohl, denn sie hatte selber etwas von dieser Ansicht aufgefangen. Sie entschloß sich, ihm Alles zu sagen, ihn um seinen Beistand zu bitten und ihm zu erklären, wenn er sie verrathe, würde sie es nicht überleben.

Dieser Entschluß bewies zugleich ihre Unerfahrenheit und ihre Feinheit. Sie wagte Alles, denn wenn ihr Vater nicht ihr Mitschuldiger wurde, mußte er ihr Feind werden. Sie erwartete ihn ungeduldig. Sobald sie ihn erblickte, zog sie ihn in einen Winkel des Sprachzimmers und erzählte ihm auf einen Zug ihr Abenteuer. Ungeachtet seines Cynismus und seiner Zuversichtlichkeit wurde Herr von Riom blaß.

— Du weißt nicht, was Du sprichst, meine Tochter. Was! Du willst das Kloster verlassen! mit diesem jungen Manne fortgehen! Das geht nicht an, oder Du bist verloren!

— Indessen wird es doch angehen, mein Herr, und Sie werden mir helfen, denn Sie wollen nicht meinen Tod, und wenn ich hier bleibe, bin ich noch um so mehr verloren, denn ich wiederhole Ihnen, es ist mein Tod!

Ende des fünften Bandes.

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.